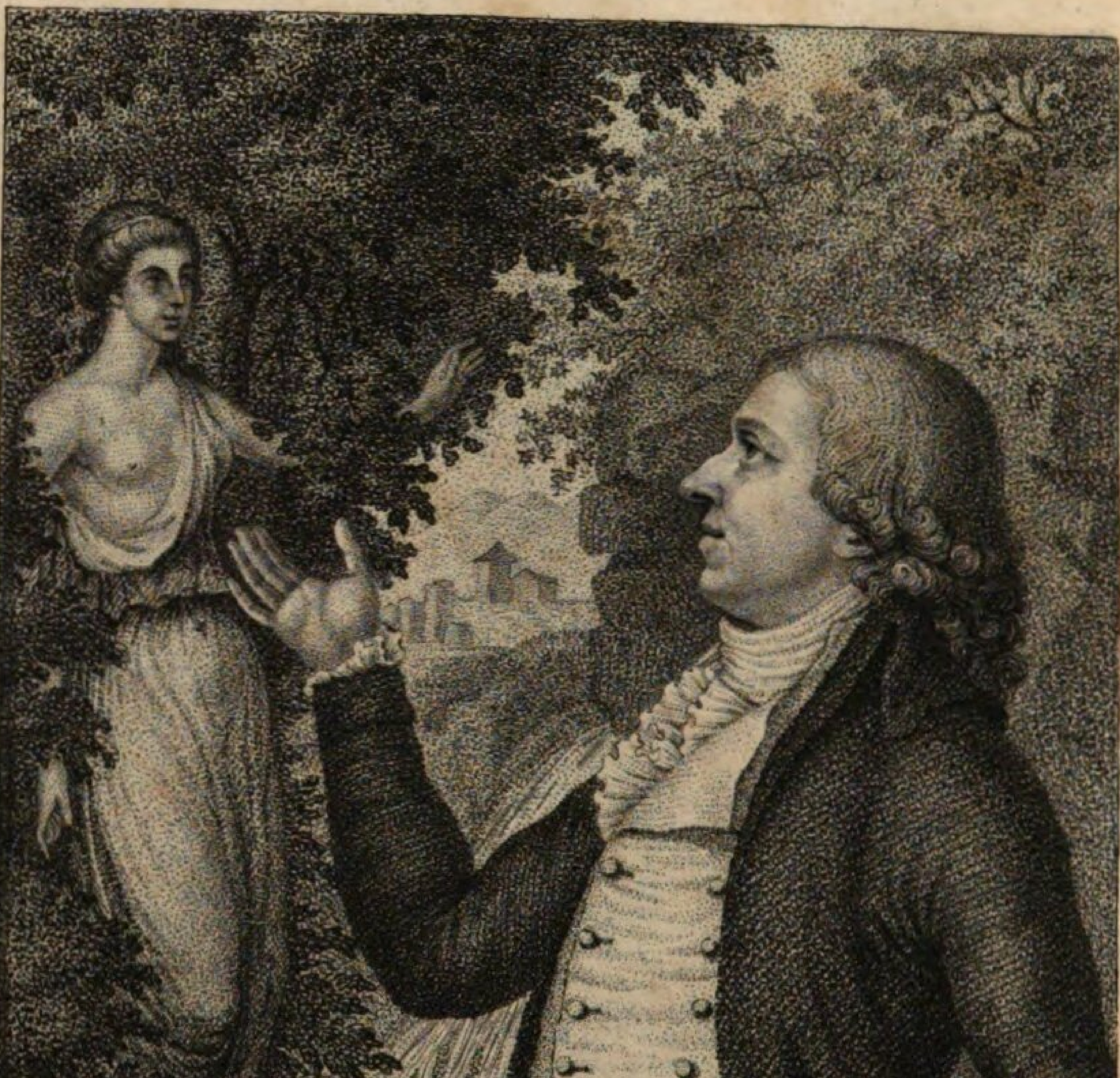

Dir huldigt jeder meiner Athemzüge

Kautschii amicis amicus.

C. D'auv … *r Dresdens sc. Lipsiæ*

Kausch's
Schicksale.

Nebst
mannichfaltigen Abschweifungen
und
einer Beilage.

Veritas non ſemper odium parit.

Leipzig,
bei Voß und Compagnie.
1797.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Ich habe meine Integrität, zwar nicht meine sittliche — doch zum Theil meine physische — eigentlich aber meine staatsbürgerliche verloren. Das Nähere hier von werden meine Leser im siebenten Abschnitt finden. Die Wiederherstellung derselben ist eine meiner vorzüglichsten Absichten bei dieser Schrift. Ich schmeichle mir, daß einer der Edlen, welche sich bei meinem Monarchen zunächst befinden, gerührt von den Leiden eines Engelreinen, als Menschenfreund das hier von mir aufgestellte Gemählde meiner Verdacht-

losigkeit in Beziehung auf jede gedenkbare Sünde gegen den Staat, vor das Auge des wohlwollendsten Königs rücken wird — und dann ist mir Heil wiederfahren! Mein zweiter Zweck bei diesem Unternehmen ist, Deutschland theils mit meiner ganzen Individualität bekannt zu machen; theils zu überzeugen, daß auf mir nicht nur keine Schuld sondern auch nicht einmal ein Verdacht ruhe. Das Letztere habe ich bei meinem jetzigen Aufenthalte außerhalb meines Vaterlandes um so mehr nöthig, da man sogar hier und da selbst gegen den königlichen Buchstaben meines Souverains argwöhnen könnte, ich wäre irgend einer unedlen Handlung überwiesen, oder in irgend einem Grade, sei er auch noch so gering, schuldig erkannt worden. An dem erstern, an der Bekanntwerdung meines ganzen Ichs in Deutschland, muß mir schon darum alles gelegen sein, weil ich für gegenwärtig und vielleicht sogar für immer, wenn etwa auch die letzte meiner Hofnungen ein Glaukom sein sollte, im Auslande

Aufenthalt und Unterkommen suchen muß. Das Publikum muß es wissen, wozu ich brauchbar bin, was ich tauge.

Dieses zusammen genommen nöthigte mich, nicht etwa hier nur ein Gemählde meiner Unschuld, sondern meines ganzen Ichs aufzustellen. Es ist mir nicht bange, daß mir meine Leser nicht glauben werden; daß sie argwöhnen dürften, ich hätte mich besser gezeichnet als ich bin. Nein! — die Wahrheit hat eine gewisse Physionomie, die mehr als tausend Gründe entscheidet. Diesen unverkennbaren, diesen unerlügbaren Ausdruck findet man gewiß in jedem der folgenden Abschnitte meiner Selbstbiographie so tief eingeprägt, daß ich nicht im geringsten besorgt sein darf, das Publikum werde einen Augenblick Anstand nehmen, mir Glauben beizumessen. Verbürgte nicht auf der einen Seite jedes Blatt meine gränzenlose Achtung für Wahrheit so sehr, so würde ich die Erscheinung meiner Schicksale noch in diesem Au-

genblicke lieber zurückhalten als auftreten lassen. Könnte ich auf der andern Seite nur im entferntesten vermuthen, daß dieses Produkt meinem Monarchen das unbedeutendste Mißfallen zu erwecken fähig wäre: so würde mich wahrlich nichts in der Welt zu beruhigen im Stande sein. Allein ich kann wohl sagen, daß jene Zuversicht auf den Glauben des Publikums, diese volle Ueberzeugung, daß Ton und Sache mir hier wieder den Weg zu dem Herzen meines Fürsten bahnen muß — mir im Hinblick auf das Gesammte dieser Arbeit, Stunden verschaft, auf die ich, seitdem ich mein Vaterland verließ, nicht mehr gerechnet habe. Mit tausend Bedenklichkeiten bin ich an diese Arbeit gegangen; allein mit einer frohen Beruhigung — ja unter den schmeichelhaftesten Hofnungen sehe ich jetzt auf ihre Vollendung hin. Cloudy Mornings turn to clear Evenings.

Je größer mein Unglück ist, je klärer selbst meine Verdachtlosigkeit einleuchtet;

desto mehr wird es der edlen Großen geben, die sich bemühen werden, meine Integrität wieder herzustellen! Fürwahr dies hoffe ich mit großer Zuversicht, denn ich gehöre nicht zu denjenigen, die an dem Edelsinne von Deuschlands Herrschern verzweifeln können! Desto mehr bin ich aber auch überzeugt, daß der wohlwollende Friedrich Wilhelm sich selbst es angelegen sein lassen wird, dasjenige zu thun, was Deuschland von ihm gewiß zuerst erwartet. Und irrte ich mich in diesen, noch so sehr aufrichtenden, Hofnungen; sollte mir das schwarze Loos, mein Vaterland nie wieder zu sehen, gefallen sein: ei so werde ich zeigen, daß ich zwar mit Entschlossenheit jeden Ausgang meines Schicksals zu ertragen im Stande bin; aber nie zum Verläumder meines Fürsten werden kann. Hierüber nimm deutsches Vaterland mein Ehrenwort hin! Verbanne mich aus deiner Mitte, wenn du mich einst brechen siehst, was ich dir hier angelobe. Nie habe ich den Großen auf deine Kosten

geheuchelt; aber ich werde auch nie (so wenig es bis jetzt der Fall war) in den Ton jener Hohnsprecher stimmen, die dein Glück auf einer andern Seite zu untergraben suchen.

Je beruhigter ich nun auch in mehreren Rücksichten über diese Arbeit bin, desto verlegner bin ich wieder in Beziehung auf die ästhetische Ausführung derselben. Ich habe mir es zum Gesetz gemacht, nur gerade so viel von mir zu erzählen, als entweder die Kenntniß meines Individuums oder das Interesse der Leser mir zu verlangen schien. Daher geht denn meine Arbeit gar nicht so sehr ins Detail als es bei den Selbstbiographien gemeinhin der Fall ist; aus eben diesem Grunde ist sie auch nicht so voluminös als die ähnlichen Werke der von Moser, Büschinge, Bahrdte u. a. m. ausgefallen; und wenn ich mich nicht irre, so wird man mit dieser Maßregel sehr zufrieden sein. Allein ich mußte denn doch auch um so mehr auf

Mittel bedacht sein, ihr das Trockne eines alltägigen Lebenswandels zu benehmen, ihr ein Nebeninteresse zu geben, je weniger sie an sich selbst, hinweggesehen von der letzten Katastrophe, sich durch seltsame Vorfälle auszeichnet. Dieses bewog mich, sie als Vehikel zu mannichfaltigen Digressionen psychologischen, anthropologischen, pädagogischen, medicinischen, romanesken u. d. Inhalts zu brauchen. Man hat dies so oft mit gutem Glück in unsern Romanen gethan, warum sollte man nicht noch mehr hoffen, in einer wirklichen Lebensgeschichte auf eben diese Art sein Lesepublikum zu befriedigen! Mithin kommt es nur darauf an: ob ich in der Wahl und in der Ausführung glücklich gewesen bin. Dies ist es nun freilich, was mich beunruhiget. Hic Rhodus, hic salta! Ich weiß wohl daß man von mir eben so wenig als vom Romanschreiber verlangen wird, daß jede Schüssel jedem Gaumen zusagen solle. Allein ich konnte mich jetzt weniger als jemals bei meiner unangenehmen Lage auf meinen Geschmack

verlassen; daher muß ich allerdings befürchten, hier und da auf eine völlig geschmacklose Würze verfallen zu sein. Selbst dem Ausdruck wird es an manchen Stellen an jener Energie und Richtigkeit fehlen, die ich ihm außerdem zu geben im Stande bin. Es kommt nun darauf an: ob das Publikum und die kritischen Richterstühle nachsüchtig genug sein werden, meine jetzigen Verhältnisse als eine Entschuldigung gelten zu lassen. Die eingestreuten spekulativen Reflexionen sind zwar durchaus Original — ob aber immer richtig? — ob immer bedeutend? dies sind andere Fragen. Der Umstand, daß ich mit Kants Entdeckungen in diesem Gebiet bei meiner Praxis seit mehreren Jahren nicht mehr Schritt zu halten fähig war; die Möglichkeit, daß ich daher gegen das kurrenteste System hier und da verstoßen könnte, schien mir übrigens nicht hinreichend zu sein, sie in Petto zu behalten. Wenn ich indeß hierüber ängstlich verlegen wäre, würde dies nicht schon eine stillschwei-

gende Beschuldigung der Unduldsamkeit gegen die Schule des Königsberger Philosophen verrathen. Dies will ich aber um so weniger, da ich der Meinung bin, daß sie jetzt gerade in dem Zeitraum, wo sie sich zu Spaltungen anzuschicken scheint, weniger als ehemals diesen Vorwurf verdient.

Indem ich jetzt diese Vorrede schließen will, bemerke ich erst, daß ich hier auf einmal dem Faden meiner Schicksale vorgegriffen habe. Fast möchte ich daher befürchten, ein Theil meiner Leser dürfte manches, was ich hier gesagt habe, nicht einmal verstehen; denn ich sprach unter Voraussetzungen, die ich im Allgemeinen nur von denjenigen annehmen kann, die bereits diese Schrift gelesen haben. Dennoch kann ich aus so mannichfaltigen Betrachtungen nichts von dem Gesagten hinwegstreichen: aber zur Verdeutlichung hinzufügen! — hm, dies könnte nur auf Kosten des Interesse des Buches selbst geschehen! hinc — veniam petimus!

Wer an mich zu schreiben gedenkt, beliebe die Briefe an meinen Verleger, Hn. Voß in Leipzig, abzusenden. Ich bin zwar genöthiget, wegen meiner Unpäßlichkeit jetzt ein oder das andere Bad zu besuchen, allein durch den gedachten Kanal werde ich nicht nur, was an mich gelangt, sicher erhalten; sondern mein Aufenthalt wird auch für jedermann leicht zu erfragen sein.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Ursprung — physische und sittliche Schilderung als Kind, als Jüngling bis zum zwei und zwanzigsten Jahre. . . S. 1

Zweiter Abschnitt.

Talente, wissenschaftliche Bildung und Fortschritte bis zum zwei und zwanzigsten Jahre. S. 40

Dritter Abschnitt.

Reise nach Halle, nach Berlin, Promotion, Reise nach und Aufenthalt zu Wien. Zurückkunft ins Vaterland. . . . . S. 77

Vierter Abschnitt.

Aufenthalt zu Breslau — zu Trachenberg — zu Militsch . . . S. 123

Fünfter Abschnitt.

Literarische Laufbahn. . . S. 175

Sechster Abschnitt.

Literarischer Proceß. . . S. 199

Siebenter Abschnitt.

Abführung nach Spandau, Aufenthalt daselbst — Verhör — Darstellung der Schuldlosigkeit — der Verdachtlosigkeit — Entlassung von Spandau . . . S. 215

Beilage.

Verhaftsvestungen im Gesichtspunkte moralischer Gesundheitsbäder. . . S. 302

Erster Abschnitt.

Ursprung — physische und sittliche Schilderung als Kind, als Jüngling bis ins zwei und zwanzigste Jahr.

Löwenberg am Bober, eine Schlesische Gebirgsstadt, war der Ort, wo ich den 16. September 1751 in die Gemeinschaft der Erdenbürger trat. Mein Vater war dort Stadtphysikus und praktischer Arzt. Er hatte den Ruf eines Mannes von Kopf, von strengen Sitten und gutem Herzen. Doch ich muß meinen Lesern von ihm noch etwas mehr erzählen; denn die Geschichte der Söhne ist sehr oft mehr oder weniger ein Produkt nicht nur des Erziehungssystems, sondern auch der Denkart, der Einsichten und des Charakters der Väter! Bei mir verhielt es sich wenigstens nicht anders.

Die Talente meines Vaters hätten ihn zum großen Arzt gemacht, wenn er nicht frühzeitig aufgehört hätte, durch Lektüre mit seinen Zeitgenossen Schritt zu halten. Doch obgleich er oft auf der einen Seite das Neue verachtete, weil er es nicht kannte, so hatte er als Denker auch nicht selten auf der andern Seite die Freude, seine eigenen, von den Collegen verlachten, Resultate in der Folge durch die berühmtesten Männer gerechtfertiget zu sehen. Er hatte sich in weiblichen Zufällen und Kinderkrankheiten einen vorzüglichen Ruf erworben. Seine Methode war äußerst gelind, ja zuweilen aus diesem Grunde selbst kraftlos. Der oft nicht zu verwerfende Satz: tempori aliquid commendandum, schien seine praktische Hauptmaxime zu seyn. Heftigkeit und unentschlossene, hypochondrische Aengstlichkeit, dieß waren die beiden hervorstechendsten Züge auf der Kehrseite seiner sittlichen Physionomie. In seiner Erziehung war er im übertriebenen Grade streng; er verlangte durchaus den unbedingtesten Gehorsam. In Hinsicht auf Religion blieb er fest bei dem System, welches man ihm in der Jugend beigebracht hatte, stehen; er war Katholik. Meine Mutter zeichnete sich durch

zärtliche Sorgfalt für ihre Kinder und genaue Haushaltung aus; sie lebt noch in Breslau, wo mein Vater vor drei Jahren seine Laufbahn als praktischer Arzt vollendet hat.

Schon in meinem fünften Jahre verließen meine Eltern die Stadt Löwenberg und zogen nach Breslau. Der Hauptgrund dieser Veränderung mochte auf Seiten meiner väterlichen Großältern liegen, welche bei Breslau ein Landgut hatten. Mein väterlicher Großvater hatte sich vom gemeinen Bauer zum inkolatsmäßigen Rittergutsbesitzer emporgearbeitet; er bemerkte, daß dieser seiner Söhne am kleinen Orte sich nicht auf eine ähnliche Art hinaufschwingen könnte; folglich lag er ihm in den Ohren, nach der Hauptstadt zu ziehen. Breslau ist also der Ort, wo ich meine Jugendzeit verlebte und den Grund zu meiner sittlichen und wissenschaftlichen Bildung erhielt. Gerade damals, als wir die Gebirgsgegenden verließen, brach der siebenjährige Krieg aus; die Familie meiner Eltern vermehrte sich fast von Jahr zu Jahr. Die penible Aengstlichkeit des Charakters machte meinen Vater für die Großen etwas ungenieß-

bar, seine Praxis war daher zwar ausgebreitet, allein sie schlich meistens in der kleinen, geringlohnenden Sphäre herum. Dieß sind die Gründe, warum er beständig mit Kummer und Sorgen zu kämpfen hatte. Fluchten im Kriege und andere Unglücksfälle trugen hierzu auch noch das ihrige bei.

Erst in dem Augenblicke, wo ich nach Halle zur Doktorpromotion abreisete, verließ ich meiner Eltern Haus. Es war daher meine ganze sittliche Bildung meistens das Werk meines Vaters.

In Beziehung auf meinen Körper war ich ein blühender Knabe und das Bild der strotzenden Gesundheit als Jüngling. Die Natur hatte mich von dieser Seite in keiner Hinsicht verabsäumt. An Stärke und Gewandtheit mangelte es mir nicht, ungeachtet meine physische Erziehung ganz nach dem damaligen Schlage war veranstaltet worden. Der Keim, den meine Eltern in mich gelegt hatten, war gut und kräftig, denn ich war das Werk ih-

rer jugendlichen Energie. Auch hatten mich Kinderkrankheiten nicht sehr mitgenommen. Diese legen gemeinhin, wenn sie anhaltend sind, der besten Erziehung unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Man muß gegen solche Zöglinge nachsichtig seyn, sie gewöhnen sich also Starrsinn, Bosheit, Launen und dergleichen Untugenden mehr an. Dieß war bei mir nicht der Fall. Frohsinn, Offenheit, unschuldigen Lebensgenuß drückte schon meine Physionomie aus. Nur bloß die nachsichtlose Strenge meines Vaters nöthigte mich zuweilen versteckt zu handeln, trübte mir manche meiner frohen Jugendstunden. So standen die Sachen in meinen Kinderjahren; so standen sie im früheren Jünglingsalter; doch hier setzte schon meine Theilnehmung an den häuslichen Sorgen meiner Eltern meine muntere Gemüthsstimmung oft etwas zurück. Späterhin litt ich von dieser Seite um desto mehr, je mehr meine Eitelkeit sich gekränkt fühlte; wenn mein Vater meine Bedürfnisse in Hinsicht auf Kleider und was dahin gehört, nur sehr kärglich befriedigen konnte. Auch wurde mein Frohsinn in eben diesem Zeitraume durch jene Gewissensbeunruhigungen, von welchen

ich nachher sprechen werde, sehr oft beschränkt. Jedoch vindicirte sich meine glückliche Temperamentsanlage bald immer wieder ihre Rechte; und der beängstigte Skrupulant war oft im folgenden Augenblicke ein leichtfertiger Springinsfeld. Gegen das zwanzigste Jahr hin änderte sich diese Lage der Dinge auf eine sehr beunruhigende Art; der vollsaftige, starke, frohgestimmte Jüngling ward zum ernsten, mißvergnügten, bleichfarbigen, schwächlichen Hypochondriakus. Ich verlangte mit rastloser Sehnsucht nach einer Universität abzureisen; die große Eingeschränktheit, in welcher ich durch die Strenge meines Vaters gehalten wurde, ward mir von Tag zu Tag lästiger, unerträglicher. Bei der mir bekannten Unentschlossenheit meines Vaters, bei seiner Aengstlichkeit sich in irgend einer Sache von solcher Wichtigkeit zu bestimmen, bei verschiedenen Hindernissen, die im Wege lagen, mahlte mir meine hypochondrische Brille meine Lage als verzweifelungsvoll. Es fehlte mir nur an Unternehmungsgeist und an jenem Leichtsinn, welcher zu einer solchen Kränkung guter Eltern erfordert wird, um davon zu gehen und mein Heil in der Ferne zu suchen. Hätte

ich weniger Festigkeit in der Religion gehabt, so würde ich der Verzweifelung unterlegen haben. Jedermann nahm an meinem Verblühen Theil, man drang daher im zwei und zwanzigsten Jahre meines Alters von allen Seiten in meinen Vater, mich abgehen zu lassen. Er gab endlich nach, indem er sich es zur Gewissenssache machen mußte, mich durch diesen Entschluß von meinem, sich mit großen Schritten nährenden Untergange zu retten. So wie der erste Hoffnungsstrahl den, der am Heimweh niederliegt, mächtig aufrichtet; so wie die Gewißheit, daß er zu den Seinigen kommen wird, allein schon zureicht, einen solchen Kranken gänzlich wieder herzustellen, eben so verhielt es sich mit meinem Fortweh. Noch ehe ich Breslau verließ, sproßten die Rosen der Gesundheit auf meinen Wangen wieder hervor und in kurzem war auch keine Spur meiner körperlichen Zerrüttung mehr vorhanden.

Meine Erziehung war ganz mechanisch; ein Wort meines Vaters machte mich schon zittern. Es war nicht die Frage: ob ich

fleißig sein — ob ich rechtlich handeln — ob ich Gehorsam leisten wollte? die Fasces des pädagogischen Systems meines Vaters verweigerten mir jede Wahl. Auf diese Art gewöhnte ich mich dann recht maschinenmäßig an Fleiß, an Gehorsam, an Tugend möchte ich sagen, wenn hier dieses Wort statt findet. So standen die Sachen bis auf den Tag, wo ich im zwei und zwanzigsten Jahre meiner Eltern Haus verließ; nur daß späterhin Grundsätze hinzutraten, welche meiner Handlungsweise einen gewissen Grad von Werth beilegten.

Als angehender Jüngling wurde ich — ich weiß nicht, soll ich sagen religiöser Schwärmer oder Skrupulant. Jeder Blick auf ein Mädchen, auf ein weibliches Gemählde, ja jede solche Beziehung folterte mein Gewissen mit Vorwürfen. So manche religiöse Handlung machte mir durch endlose Zweifel über meine Genügeleistung die unruhigsten Stunden. Es fehlte nicht viel, daß ich mir alle jene Grimassen und Gesichtsverzerrungen angewöhnt hätte,

wodurch sich religiöse Skrupulanten in ihrer Vollendung gemeinhin auszeichnen. Ein solcher Mensch glaubt zwar nicht gerade, daß er durch eine Verzerrung den versuchenden Teufel abweisen könne, allein er sieht eine solche Bewegung als ein für ihn beruhigendes Merkmal seiner Abneigung gegen den aufsteigenden Gedanken an; mithin hofft er von dem letztern ohne Gewissensvorwürfe scheiden zu können. Solche religiöse Grimassenmacher, die mehr der Bedaurung als des Spottes werth sind, fand man vor einem Vierteljahrhunderte noch in den meisten katholischen Klöstern. Diese Unart gründet sich fast allemal eines Theils auf religiösen Enthusiasmus, andern Theils auf den Mangel früherer Angewöhnung an einen schuldlosen Umgang mit dem andern Geschlecht. Man kann denken, von welcher Art mir von dieser Seite die wenigen Freuden meiner Jugend, meiner so frohen Gemüthsstimmung ungeachtet, vergällt wurden; ich lebte immer im Kriege mit mir selbst und das schuldloseste Vergnügen mußte ich oft theuer bezahlen.

In den späteren Jünglingsjahren mäßigte Eitelkeit und Koketterie diesen Fehler. Die erstere spornte mich an, nicht albern zu scheinen und dem Rufe eines religiösen Schwärmers möglichst entgegen zu arbeiten; die zweite warf mich in die Gesellschaft des weiblichen Geschlechts und bewirkte dadurch auf einem gewissen praktischen Fuße jene Temperatur, die weder den guten Sitten etwas vergiebt noch sich selbst mit grundlosen Vorwürfen quält. Der zwanglosere Umgang mit der Welt und das Mannigfaltige der Zerstreuung im Gewühl der Geschäfte unter dem Zutritt mehrerer Freiheit nach der Verlassung des väterlichen Hauses unterdrückten endlich diese Unart vollends. Allein die seltsame Verbindung in eben demselben Individuum von Eitelkeit nebst ihrer Tochter der Gefallsucht auf der einen Seite, mit religiöser Skrupulosität auf der andern, brachte übrigens besonders bei ihrem ersten Entstehen, einen eben so seltsamen Mischmasch von Charakter hervor. Bald tändelte ich mit den Bagatellen aus Pandorens Büchse, bald langte ich nach der Disciplin des schwärmenden Eremiten. Im Aeußern spielte ich die Rolle der Adone und Narcisse,

im Innern quälte mich das krasseste System des Monachismus. Jetzt hüpfte ich gleich den fadesten Modegecken des vormaligen französischen Theaters herum; nun suchte ich durch die ängstlichsten Grimassen dem Belzebub Troz zu bieten. Hier liebängelte ich bald mit Lauren, bald mit Aspasien, dort redete, handelte ich gleich dem entschiedensten Weltverächter, der einem Mönchs-Noviziat vorsteht. Und weder dort noch hier lag Verstellung zum Grunde; Inkonsequenz war es, die mich tirannisirte. Ha, wer nicht mehr oder weniger ihr Sklave ist — hebe nun einen Stein gegen den armen Jüngling auf! Es führte mich mein Schicksal durch die Labyrinthe des Widerspruchs endlich auf jenen Pfad, wo ich, ohne jenen Aengstlichkeiten eines verschobenen Gewissens ausgesetzt zu sein, das Glück der Seelenruhe für die Zukunft genoß. Der Einwirkung der gefährlichen Pandora und ihrer noch gefährlicheren Tochter der Dame Koketterie habe ich von dieser Seite nicht wenig zu verdanken. Doch wenn sie mir in dieser Hinsicht nützten, so schadeten sie mir in andern Beziehungen wieder desto mehr. Da mir die genauere Entwickelung ihres Einflusses

auf meinen Charakter Gelegenheit an die Hand giebt, noch verschiedene hervorstechende Züge meines Ichs aufzustellen, da sie mir Veranlassung zu mancher theils gemeinnützigen theils psychologischen Bemerkung anbietet: so scheint es mir der Mühe werth zu sein, über diesen Gegenstand noch etwas weitläuftiger zu werden. Zuerst mag also von der Eitelkeit, hernach von der Koketterie die Rede sein.

Je mehr mir mein Vater alle Mittel versagte, der Eitelkeit in Kleidern und Modetand ein Opfer zu bringen; je weniger er es duldete mich auch hier und da dem kurrenten Styl der etwa seinem Geschmacke zuwider war, zu nähern; desto mehr schwelgte ich in dem kleinen Spielraume, der mir offen blieb. Eine gut gerathene Haarlocke konnte für einen langen Sommertag mein Glück machen; und ich war trostlos, wenn meiner Garnitur etwas fehlte. Je beschränkter ich mich sah, durch Eleganz mich hervorzuthun, desto mehr wollte ich durch Gang, Haltung und Diktion glänzen. Alles wurde daher an mir gesucht, äußerst gesucht, und der Menschenkenner wird es fast zum vor-

aus berechnen, daß ich damals zu einer so affektirten Dratpuppe geworden bin, welche möglichst ihrem sehnlichsten Ziele, Beifall zu erobern, entgegen arbeitete.

So wahr ist es, daß es keine Leidenschaft giebt, welche so sehr sich ihrem eigenen Zwecke selbst entgegen stemmt als jugendliche Eitelkeit. Je mehr der Jüngling und das Mädchen von dem Drange zu brilliren geplagt wird, desto gewisser heißt es hier: Oleum operamque perdidit.

Die Verblendung geht, ich spreche aus Erfahrung, in diesem Falle oft so weit, daß wenn der junge Mensch und die Schöne dem Zirkel der Gesellschaft durch ihr Vielsprechen noch so sehr lästig werden — sie dennoch sich in ihren Herzen beklagen, daß ihre Rolle in eben diesem Augenblicke so stumm ausfällt. Je mehr man nach Unterhaltungsgegenständen hascht, desto fader ist man nicht nur durchgehends, sondern desto mehr glaubt man auch im gegenwärtigen Falle zu wenig seinem Zirkel zum Opfer zu bringen; desto größer ist das Bestreben sich schon wieder hören zu lassen; desto mehr qui pro quo; folglich desto weniger Beifall.

Eben so wie es sich hier verhält, fast eben so verhält es sich in Hinsicht auf Anzug — Haltung des Körpers u. d. Der letztere Punkt ist aber von der einen Seite eine noch gefährlichere Klippe. Nichts ist so schwer auszurotten als was eine mechanische Falte in unser Muskelspiel bringt. Daher hat sich die junge Welt äußerst vor Affektation in Acht zu nehmen. Falsche, hieher gehörige, Ideen lassen sich durch wahre, ächte Grundsätze oft in kurzem verscheuchen: aber ein angenommenes Mienenspiel, ein gesuchter Gang, etwas Gezwungenes in der Aussprache, dieß sind Dinge, welche bis auf das Organ wirken; sie verlangen Jahre und die angestrengteste Arbeit, um wieder vertilgt zu werden. Ich weiß, welche Mühe es mich gekostet hat, diese Unanständigkeiten von mir wieder zu entfernen. Und in manchen Situationen mag man vielleicht noch hier und da bei mir einige Spuren davon entdecken.

Man sage nicht, so etwas findet in unsern Tagen nicht statt; die Anglomanie habe

diesen Fehler verdrängt. Ganz recht! sie hat das gedrechselte Wesen in Manieren und Sitten, sie hat jene Steifigkeit, worin man sich ein halbes Jahrhundert früher so wohl gefiel, aus unsern Jugendzirkeln ausgemerzt: aber hat sie nicht eine andere Affektation in ihre Stelle hingepflanzt? — Zählen wir nicht unter unsern Jünglingen genug Gecken, welche sich auf einen gewissen Bauernton in Sprache und Maniren etwas zu Gute thun? Giebt es nicht Mädchen genug, welche der Grazie einer geraden Haltung spotten; die mit der deutlichsten Gesuchtheit ihren Oberleib herumwerfen, die im kühnen Männertritt gleich einem gestiefelten Ritter einherschreiten? So wie es Affektation war, wenn unsere Damen sonst in einer pinzirten Stellung vom Fenster oder aus der Loge herab sahen; so ist es dieß nicht minder, wenn sie sich in unsern Tagen oft mehr als Nachlässigkeit erlauben; wenn sie auf eine recht gesuchte Art das Betragen einer ungezogenen Landdirne annehmen. Ach, natürliche Grazie, ein mahlerischer, ungezwungner Anstand bleibt gewiß, so lange die Welt stehen wird, schön; die Mode mag mit jedem Jahrzehend ihre Kaprizen verändern, die Regeln des äch=

ten Geschmacks, die Vorschriften der Schönheit sind ewig und unveränderlich. Ehedem kopirte der Mann das Weib und das Weib wurde zur Puppe, in unsern Tagen kopirt das Weib den Mann und er will in die feinsten Zirkel die Sitten der Bootsknechte einführen. Dort Affektation, und hier nicht minder! Weil aber das herannahende Alter der jetzigen Mode ungerufen Vorschub leistet, weil durch dasselbe der Körper von selbst zusammen sinkt: so wird unsere Jugend, die diesen Ueberspannungen huldiget, einst eine desto komischere Rolle spielen.

Ich komme zu meiner Gefallsucht zurück, um auf diesem Standorte das sittliche Gemählde meines Jugendalters zu vollenden. Meine Sitten waren und blieben in einem seltenen Grade streng; ich zitterte bei dem Gedanken der Verführung; selbst die kleinste, von mir gar nicht angenomme Begünstigung hätte mir schon von Seiten meines Gewissens gewiß unendliche Vorwürfe zugezogen! Unbedingte Keuschheit war mir heilige Pflicht und

dennoch buhlte ich mit glühendem Eifer um den Beifall jedes Mädchens. Jedes zudringlichere Entgegenkommen würde mich in die größte Verlegenheit gesetzt haben, aber die Zuneigung des zärtlichern Geschlechts blieb darum immer eines jener Ziele, wornach ich am eifrigsten rang. Koketterie ist also der Name, den ich dieser Schwachheit geben muß. Eben auch noch in diesem Zeitraume durfte ich in Beisein meines Vaters weder aufstehen noch mich niedersetzen ohne seinen Wink. Daher floh ich seine Gegenwart, daher vermied ich gern jene Gesellschaften, wohin er mich führen wollte. Dieß war natürlich um so mehr der Fall, wenn ich wußte, daß Damen zugegen sein würden. Meine Rolle war albern und — wie kränkte dieß meine Eitelkeit, meine Koketterie!

Dieß sind die Quellen, woraus die meisten meiner jugendlichen Verirrungen entsprungen sind. Wirkliche Laster habe ich mir eben so wenig in meinen Jugendjahren als in meinem Mannsalter vorzuwerfen; daher ich dann

auch das Glück hatte, in jeder Epoche meines Lebens von allen Edlen, die mich näher kannten, einer mehr als gewöhnlichen Achtung gewürdiget zu werden. Enthaltsamkeit jeder Art, Unschuld im ganzen Sinne des Worts, Sparsamkeit, gränzenloser Fleiß, Gehorsam, Religiosität kann ich zu den Tugenden zählen, die mir in meiner Jugend allenthalben Freunde verschafften. Eine edle Wahrheitsliebe in mir zu wecken, war eine jener Bestrebungen, die ich meinem Vater am meisten zu verdanken habe. Welche Dienste hat sie mir als Mann, welche noch größere als Schriftsteller geleistet! Sie allein ist es, welche mich mit unbedingter Gewissensruhe auf alle die Alphabete, die ich dem Drucke übergeben habe, zurück sehen läßt.

Ich würde indeß undankbar sein, wenn ich hier nicht öffentlich bekennte, daß ich einen bedeutenden Theil meiner Moralität auch meinen Präceptoren und Lehrern zu verdanken habe. Freilich hatte ihre Methode, freilich hatten ihre Grundsätze einen etwas mönchischen Zuschnitt, freilich wurde

mir das Bild des zürnenden, strafenden Gottes zu sehr und jenes des liebevollen Beglückers der Menschen zu wenig als Beweggrund zum Guthandeln aufgestellt! Aber kann dieß meinem Danke Eintrag thun? Eben so wenig, denke ich, als wenn ich anderwärts in dem vor den Zeiten des kathegorischen Imperativs so beliebten, etwas interessirten Glückseligkeitssysteme wäre gebildet worden. Gut ist gut, wenn auch das Bessere noch besser ist.

Die guten Rathschläge meines Vaters verlohren bei mir um so mehr von ihrem Kredite, je überspannter seine Strenge war; je mehr die knechtische Furcht die kindliche Liebe erkaltet hatte. Dies beweiset es aufs Neue, daß nirgends so sehr als in der Erziehungskunst das medium tenuere beati statt findet. Ich kenne nichts erspriеßlicheres als unbedingtes Zutrauen zwischen Eltern und Kindern. Es ist zwar selten zu finden, allein Eltern sollten alles aufbieten, sich desselben zu versichern. Mein Vater würde mich von den Hauptquellen meiner Schwachheiten, von

welchen ich oben sprach, am ersten zurückgebracht haben; wenn ich aus Furcht vor seiner Strenge nicht den geringsten, mir nachtheiligen Anschein vor seinem Auge möglichst zu verstecken gesucht hätte. Das aus eben diesem Grunde herabgesetzte Vertrauen stand dem Eingange jeder seiner Ermahnungen durchaus im Wege.

Ehe ich weiter gehe, muß ich um so mehr noch den Nachtheil bemerken, welchen die überspannte Strengheit meines Vaters auf das Ganze meines Charakters gehabt hat; da ich mich außerdem einer nicht unbedeutenden Lücke in diesem Gemählde schuldig machen würde. Meine ganze physische Anlage gieng dahin, freier, dreister, unternehmender, scheuloser Mann zu werden. Allein die väterliche Härte legte Gezwungenheit, Schüchternheit Furchtsamkeit, Verlegenheit — mithin eine ziemliche Grundlage zu dem, was man Sklavensinn nennt, in meinen Charakter. Es ist wahr, ich suchte mich früh davon los zu machen, mein Geist erhob sich, so bald ich der

väterlichen Zuchtruthe entronnen war, in die höheren Regionen der Freiheit — aber mein Körper war verstimmt, er folgte dem hinanstrebenden Geiste nicht. Der Einfluß jener Fehler hatte bereits mechanische Falten ins Nervengebiet meines Körpers geworfen. Ich lachte über mich selbst, ich spottete meiner Schüchternheit, meiner Verlegenheit, aber es half nichts, die dunklen Ideen versetzten meine Nerven in eine wankende, zitternde Bewegung, welche sogar selbst meinen Geist durch Rückwirkung nachher bald aus seinem Gleichgewicht hob. Ich hörte zwar früh schon auf, schüchtern, verlegen u. d. aus falschen Grundsätzen (z. B. aus Menschenidololaterie) zu sein: allein dieß half nichts, die dunklen Ideen vindicirten noch lange hin, selbst gegen die hellsten Vorstellungen der Seele, jene alten Usurpationen, wodurch sie eine mechanische Macht über den Körper sich eigen gemacht hatten. Und — lange dauert' es dann nicht, so dachte meine Seele minder präcis, ja selbst minder zusammenhängend. Ich sprach daher in jenen Zeiten mit einem Großen nie mit völliger Besonnenheit, oder doch Unbefangenheit.

Dessenungeachtet, ist es besser die Kinder haben zu viel Furcht als sie haben keine. Das letztere ist, leider! so oft in unsern Tagen der Fall. Am unentbehrlichsten ist sie aber in der früheren Kindheit. Es ist ein, ins Lächerliche fallender, Fehler mancher unserer Erzieher, wann sie die Strafruthe so unbedingt verwerfen und verlangen, man solle die Kinder nur durch den Weg der Ueberzeugung und nie durch den Weg der Furcht vor Eltern, vor Strafen zu leiten suchen. Da ich so viel durch Uebertreibung von dieser Seite selbst gelitten, da ich mehrere Kinder habe, so glaube ich mein Votum solle hier Platz finden. Illiacos intra muros peccatur et extra.

Einmal will ich nachgeben, daß man sehr oft bei der Erziehung eines Prinzen, wo man ganz anders zu Werke gehen kann, weil hier ein Mann sich allein diesem Geschäfte widmet, der Furcht so ziemlich entbehren könne; dann will ich auch nicht in Abrede sein, daß es gut geartete Kinder giebt, wo Vorstellungen aus Gründen zureichen. Allein dieß sind nur

einzelne Fälle, im Ganzen kann und darf die Pädagogik nicht die Maßregel der kindlichen Furcht verwerfen. Muthige Kinder, welche nicht jeden Augenblick auch in guten Mittelhäusern unter Aufsicht stehen können, würden einander den Hals brechen oder sich tödtlich verwunden; wenn die Furcht vor Strafe immer mehr außer Kours gesetzt werden sollte. Ferner, Kinder müssen erst mechanisch lernen gut handeln, Gehorsam leisten, Fleiß anwenden; ehe sie es aus Grundsätzen thun. Und selbst in dieser Epoche muß die mechanische Angewöhnung die Grundsätze unterstützen. Dieß wird man aber nur selten ohne Furcht vor Strafe erlangen. Wer die Stärcke mechanisch gewordener Laster, die Schwierigkeit der Ausrottung übler Gewohnheiten kennt, der kann auch nicht den guten, obgleich mechanischen Angewöhnungen ihre heilsamen Kräfte absprechen. Schon der Gehorsam, wodurch sich fast allein die meisten guten Angewöhnungen gründen lassen, wird nur sehr selten ohne Furcht zu einer bedeutenden Stärke gebracht werden. Die Furcht ist selbst, wenn sie nur nicht übertrieben, nicht auf eine inhumane Art kultivirt wird, dem Vertrauen so wenig

nachtheilig, daß sie dasselbe so wie auch die kindliche Liebe vielmehr im hohen Grade begünstiget. Dieß ist mir sowol aus eigener als fremder Erfahrung bekannt.

Ich zweifle gar nicht, daß ich die Unschuld meines Jünglingsalters vielmehr der Furcht vor Entdeckung als meinem, auch noch so excentrischen, religiösen Enthusiasmus zu verdanken habe.

Nachdem ich nun hier meinen sittlichen Jugendcharakter in allgemeineren Zügen geschildert habe, will ich noch zu Gunsten der Jugend jener Maxime gedenken, die am meisten beigetragen hat, mich gegen den herrschensten Fehler unseres Zeitalters schützen zu können. Hierauf werde ich diesen Abschnitt mit meinen frühesten Liebschaften und einem kleinen Roman beschließen. Ich war so äußerst streng, daß ich mir nicht einmal jene an sich für zulässiig gehaltenen Kleinigkeiten erlaubte, welche nur von Weitem her auf den Geschlechtstrieb wirken. Die Jesuiten lehrten den Grundsatz

non datur materiae parvitas (hier ist nichts klein) in Beziehung auf diese Schwachheiten. Dieß bewog mich um so mehr, mir keinen Händedruck, keinen Kuß zu gestatten — und eben diese Vermeidung der ersten Schritte, der leisesten Annäherung an den gefährlichen Lustpark, zu welchem die Zauberstimme der Sirenen uns oft so mächtig einladet, stellte mich gegen den Fall sicher. Wem all das Gute lieb ist, welches einer unserer ersten Aerzte, der berühmte Hufeland, vor Kurzem in seiner Schrift über die Verlängerung des Lebens als Folge der physischen und moralischen Unschuld angeführt hat, wem Tugend um ihrer selbst Willen, etwas gilt, ei der wird selbst die Versagung mancher erlaubten Freuden nicht für ein zu theures Opfer halten, um jenes schöne Ziel zu erringen, welches die moralische und physische Gesundheit fast in gleichem Grade sichert. Und — fürwahr es ist leichter — sich selbst eines Theils des unschuldigen Vergnügens aus Vorsicht zu berauben, um einem Feuer, welches so leicht in helle Flammen auflodert, zuvorzukommen als durch heroische Aufopferungen nachher einem vollen Brande Einhalt zu thun! Wer sich also selbst liebt,

der lasse sich es nicht reuen, so gar manches Erlaubte zu meiden, um von den Einladungen des Unerlaubten nicht übermannt zu werden! Obgleich es nun meinen Lesern auf diesem Standorte immer begreiflicher werden muß, wie sehr mir eine Zusammenstimmung mehrerer Umstände zu statten gekommen, um den Ausschweifungen des stärksten aller menschlichen Triebe auszuweichen: so wird es doch nicht unrecht sein, auf jene Hülfsquellen hier noch zum besten junger Leser einen summarischen Rückblick zu werfen.

Mangel an Verführungsgelegenheiten, Furcht vor Entdeckung, religiöser Enthusiasmus, freiwillige Versagung selbst des Schuldlosen, insofern es auf den Geschlechtstrieb wirkt, dieß sind also die Waffen, welche mir den Sieg über das erste Erwachen dieser Leidenschaft errungen haben. Hier war schon sehr viel gewonnen! Eben sie waren denn unter der Unterstützung des herznagenden Kummers über die Verweigerung der Universitätsreise und der rastlosesten Geistesanstrengungen desto geschickter, das Paladium der Unschuld mir auch für die Zukunft zu bewahren. Arbeitet daher, Jünglinge und Mäd-

chen, mit ununterbrochener Thätigkeit, füllt euer Herz mit irgend einer edlen Leidenschaft, verabscheuet die modische Gleichgültigkeit gegen religiöse Ueberzeugungen, versaget euch selbst das schuldlose Kleine, wenn es euch nachtheilig sein kann; und die schöne Lilie, deren beseelender Duft euch in der Folge als Mann und Eheweib Kraft, Freudengenuß, und den noch schönern Lohn einer nervigten Nachkommenschaft geben wird, soll so leicht nicht euern Armen entwunden werden! Hat euch aber das Vorurtheil, daß die Unterdrückung der Befriedigung des Geschlechtstriebes eurem physischen Wohle hinderlich sein könnte, auch schon geblendet: so leset das oben angeführte Werk über die Lebensverlängerung, und ihr werdet dieser Schrift vielleicht mehr Früchte als der Anhörung der vortrefflichsten Predigt zur Ermunterung zu dieser Tugend verdanken. Schon das hohe Alter, welches man unter Nonnen und Mönchen anzutreffen pflegt, beweiset die Richtigkeit der Hufelandschen Behauptung. Man sage nicht, daß es hier an den schändlichsten Befriedigungsarten gar nicht fehle; nein! eben ihr physischer Wohlstand bei so geringer Gelegenheit zur

Bewegung und zur freien Luft legt es zur Genüge zu Tage, daß man diese Beschuldigungen, so wahr sie im Einzelnen sein mögen, im Allgemeinen oft unendlich übertrieben hat. Ich habe nie den Vertheidiger der geistlichen Ordensstände gemacht; aber ich werde auch nie unterlassen, selbst meinem Feinden, wenn man ihnen unrecht thut, das Wort zu reden. Inimicus Plato, inimicus Aristoteles, sed amica veritas.

Meine Strengheit hat mich denn aber doch nicht vor allen Liebschaften bewahrt. Das Interessantere aus diesem Bezirk mag hier den Schluß dieses Abschnits ausmachen. Schon in meinem vierzehnten Jahre machte ich auf den Schulferien eine Bekanntschaft mit einem Fräulein, welche mir durch die Unruhe, die mir die nachherige Trennung verursachte, das Selbstgeständniß in der Folge abdrang, daß das erste Erwachen von dem, was man Liebe nennt, statt gefunden haben müsse. Das Wort Verliebtsein konnte ich nicht gut hören, weil es bei mir den Nebenbegriff von Buhlerei

erweckte — aber lieben — ein bischen Bonjourmachen (so nannte man damals die Kourmacheri,) dieß beleidigte mein Ohr nicht. Aber ein paar Jahre später tirannisirte mich Amors Allgewalt in einem weit höheren Grade. Ein ziemlich hübsches Mädchen befand sich durch geräumige Zeit in einer medicinischen Kurpflege im Hause meines Vaters. Meine Koketterie machte ihr zuerst den Hof und sie gebahr Liebe im ganzen Sinn des Worts. Meine Mutter beobachtete uns genauer und es konnte ihr die Bemerkung nicht lange entgehen, daß hier für ihren Sohn Gefahr sei, obgleich der Gegenstand meiner Neigung eine tugendhafte Person war. Je folternder die Trennung war, welcher ich mich bald hierauf ausgesetzt sah, desto ersprießlicher, desto heilsamer war ihre Wirkung für die Wunde meines Herzens. Dergleichen Auftritte kamen nachher mehrere in meinem Jünglingsalter vor; sie würden aber für den Leser weder belehrend noch interessant sein; daher ich sie hier billig übergehen kann. Wo keine vernünftigen Aussichten sich in mir eröffneten, suchte ich mich, ehe die Flamme zu viel Terrain gewann, mit aller Anstrengung

zurückzuziehen und wo jene sich darboten, griff sie nicht sonderlich um sich her.

Einen Roman, worinn ich zu Gunsten meines besten Freundes verwickelt war, will ich schon der Abwechselung wegen hier noch beifügen. M** ein Kandidat der Medicin, welcher sehr klein und übel gewachsen, auch nicht mehr jung war, und weder Aussichten noch Vermögen hatte, verliebte sich in ein blühendes, schönes Mädchen aus einem guten Hause. Ich machte ihr wie zehen andern jungen Damen damals den Hof, denn der Kokketterie brachte ich so manches Opfer; ich war ihr selbst gut, doch ohne gerade von dem Pfeilen des losen Knabens von dorther empfindlich getroffen zu sein. M** hatte in jenes Haus keinen Zutritt, mir hingegen stand er offen. Es rührte mich, daß ich die Leidenschaft meines Freundes mit jedem Tage wachsen sah; an Aussichten zum Ziele zu gelangen mangelte es ihm ganz. Nachdem ich mich erschöpft hatte, diese fürchterliche Leidenschaft durch alle mir ersinnliche Vorstellungen zu heilen; nachdem ich meinen Freund durch diese

Schwachheit von Tag zu Tag in seiner Laufbahn immer mehr aufgehalten sah: so entschloß ich mich seine Wunde durch eine Intrigue zu heilen. Dorchen, so hieß die Geliebte meines Freundes, liebte ihn zwar nicht, allein sie freute sich denn doch, einen Sklaven mehr an ihrem Triumpfwagen zu sehen. Wenn sie also die Beklemmungen ihres schmachtenden Liebhaber entweder in der Kirche (der gewöhnliche Fall, wo Mannspersonen und Frauenzimmer unter einander sitzen und keine bestimmten Gestühle statt finden) oder vom Fenster herab wahrnahm: so unterließ sie wenigstens nicht, mit einem freundlichen, oder gar liebäugelnden Blicke ihrem stillen Verehrer Hoffnung zuzuwinken. Ich war der Meinung, das einzige Mittel der Liebe meines Freundes Schranken zu setzen, wäre die Ueberzeugung, daß ihn Doris blos zum besten habe. Ich versuchte es bei dieser Schönen durch eine Schilderung der Verwüstung, welche ihr Betragen im Herzen und im Glück meines Freundes anrichtete, meinen Zweck zu erreichen. Siehe da! sie versprach heilig, was ich verlangte. Zwei, drei Tage blickte sie wirklich nur mit Indignation auf ihren unglücklichen Choridon hin. Allein ich

weiß nicht, war es Koketterie oder Theilnahme an den Leiden ihres Anbeters — sie warf ihm hierauf wieder einen und den andern beselenden Blick zu und nun loderte die alte Flamme mehr als jemals empor. Dieser Versuch wurde wiederholt und der Erfolg war pünktlich derselbe. Hierüber wurde ich endlich unwillig, und wirklich nicht so sehr aus Theilnahme am Schicksal meines Freundes als aus Rache gegen ein Mädchen, die mich hintergangen hatte, beschloß ich meinen Plan durchzusetzen, es koste auch was es wolle.

Als der Vertraute meines Freundes wußte ich nicht nur genau den Gang der Sache sondern auch jede Regung seines Herzens; jede Verminderung und jeder Zuwachs seiner Flamme, jeder Entschluß war mir bekannt. Dieß erleichterte sehr mein Unternehmen. Es war damals gerade Adventzeit, wo die Katholiken vor Anbruch des Tages in die Kirche zu gehen pflegen und wo nicht selten unter den jungen Leuten beiderlei Geschlechts Liebesverständnissen an- oder ausgesponnen werden. Ich ging täglich in die Banke meines Frendes, dort befanden wir uns gerade hinter der schö-

nen Doris. Meine Gegenwart hielt ihr Liebäugeln jezt zufolge ihrem mehrmaligen Versprechen im Zaum; sahe sie nachher ihren Anbeter vom Fenster herab, so mußte sie denn doch, wenn sie sich nicht lächerlich machen wollte, ihrem Systeme getreu bleiben. Dies half, weil diese Praxis wochenlang fortgesetzt werden konnte, um so mehr, da ich dem M** jede Vernachläßigung, jeden Indignationsblick seiner Schönen unter einem trefflichen Vergrößerungsglase vorzustellen im Stande war. Um nun der Sache ihre Vollendung zu geben, steckte ich an seinen Ueberrock unvermerkt einen von einer andern Hand abgeschriebenen Zettel, worinn ihm ein erklärter Anbeter der Doris namenlos versicherte, wenn er seine Zudringlichkeiten gegen dieses Mädchen nicht einstellen würde, so sollte er zufolge den Wünschen der letzteren, die seiner Albernheiten müde wäre, öffentlich beschimpft werden. Ein zufälliges Fensterzuschlagen, gab dieser Erklärung so viel Gewicht, daß sie unbedingt Glauben erhielt. Die Liebe fieng an in Unwillen überzugehen, ich blies in dieses neue Feuer mit vollen Backen; und es gelang mir so ziemlich zu reußiren. Nun kam aber eini-

ger Verdacht auf mich von Seiten der Anverwandten des M**, denn es ließe sich zu diesem Billet kein Urheber mit überwiegender Wahrscheinlichkeit entdecken. Ein zweites Billet, ganz im kanzleimäßigen Actenstyl geschrieben, wozu ich aus alten Proceßen die Floskeln zusammen geklaubt hatte, rettete mich; denn man hielt mich als Mediciner eines so juristischen Schwunges und Ausdrucks nicht fähig. Dieses Schriftchen setzte mich aber von der andern Seite in eine neue und weit größere Verlegenheit. Es enthielt eine Aufforderung auf den Degen, ich kannte zwar die Furchtsamkeit meines Freundes; wußte also wohl, daß ich so etwas wagen konnte, ohne zu befürchten, daß er erscheinen würde. Allein ich berechnete nicht, daß er Verwandte und andere Freunde hätte, über deren anders gestimmten Einfluß ich nicht so den Meister spielen konnte, wie ich ihn über ihn zu spielen gewohnt war. Hier mußte ich daher tausend Springfedern in Bewegung setzen, um diese Sottise wieder gut zu machen und den M** abzuhalten sich nicht an Ort und Stelle zu begeben, wo er allerdings Niemanden gefunden haben würde. Indeß von Tag zu Tag

überzeugte sich M** deutlicher, daß Doris bisher ihr Spiel mit ihm getrieben habe. So giengen einige Wochen bis hinter Weihnachten hin: aber leider — alte Liebe rostet nicht. M** trifft Doris zufällig in meiner Eltern Hause, sie war spröde gegen ihn und — fast mehr als dies: allein noch hatte er sie bisher nie in jener Lage, nie im Zirkel der Gesellschaft gesehen. Dies war hier zum ersten Mal der Fall. Itzt war sie ihm nicht mehr Mädchen, sondern Ideal, lebende Grazie, medecinisches Urbild. Es schien ihm ein Glück zu sein verzweiflungsvoll für sie seinen letzten Athem zu verhauchen. So spielt der lose Sohn Cytherens selbst mit uns Männern, denn mein Freund war wirklich mehr Mann als Jüngling; so spielt er mit Mädchen und Weibern.

Zu eben dieser Zeit kam einer unserer Verwandten nach Breslau, der sich in der Hauptstadt eine der blühenden Schönen zur Ehe aussuchen wollte. Er sprach mit mir darüber; diesem Mädchen war nichts auszusetzen, und — mein Plan konnte hier auf einmal durchgesetzt werden; ich bot also alles auf, ihn für sie zu interessiren, ihm die Kanäle zu diesem Zwecke zu eröffnen. Die Sache machte sich

von selbst, und nun sahe ich meinen Freund schon gerettet. Doris kam auf diesen Fall an einen andern Ort; Entfernung und Zeit kannte ich bei meiner geringen Menschenkenntniß doch schon zu jener Zeit als specifike Mittel gegen die Verirrungen der Liebe. Ich sahe also mein Schiff in meiner Einbildungskraft fast schon in seinem Hafen die Anker auswerfen. So war die Lage der Sachen beschaffen als die Veränderlichste der Himmlischen ihren huldvollen Blick meinem Verwandten entzog; Dornen ohne Zahl warf sie blitzschnell auf seinen Lebenspfad, schreckliche Wolken thürmte sie über seinem Haupte auf; er war Mann und dies Mal waren die Dornen vergebens; zu Trotz seiner ehemaligen Hausgöttin zerstreute auch sein guter Kopf durch einen irgendwo angelegten Ableiter das todbrohende Ungewitter. Ha, jetzt eröffnete die Unversöhnliche rings um den Fuß ihres nun verabschiedeten, vorher aber hochbegünstigten, Lieblings einen Abgrund, der ihm einen Untergang, wobei er kaum seinen Kopf und sein Herz rettete, unvermeidlich machen mußte. Wer muß da nicht laut ausrufen: tantaene Divum irae!

Nun stand ich mit meiner Intrigue gerade auf dem Fleck, wo ich vor vielen Monaten gestanden hatte! Jedoch hatte dieser Vorfall den hohen Enthusiasmus des M** wieder etwas heruntergestimmt; auch war er endlich überzeugt, daß seine Geliebte für ihn sich gewiß nicht sehr interessire. Dessenungeachtet litten alle Fortschritte dieses jungen Mannes durch diese unglückliche Leidenschaft nach wie vor. Auch die so jähling gescheiterte Hoffnung hielt mich nicht ab, einen Zweck, dem ich bereits schon so viel Aufwand meiner Kraft vergebens gewidmet hatte, zu verfolgen. Ich schritt zwar zu einem neuen, für mich selbst sehr gefährlichen Plane, allein von dem Hauptaugenmerk, meinen Kranken durch Beweise von Abneigung, oder gar Widerwillen seiner Gebieterinn zu heilen, gieng ich darum doch nicht ab. Der Doris den Hof zu machen, und dadurch über sie alle die Gewalt zu gewinnen, die ihrem Betragen jene Einheit, ihrer Maxime jene Haltung geben konnte, woran es bisher so sehr gemangelt hatte; dies schien mir das einzige, noch übrige Mittel zur Erreichung meines Zweckes zu sein. Tenaces consilii fortuna juvat; ich hob ein Paar verliebte Ritter

in kurzem aus dem Sattel; und die Sache gieng, wie sie nach meinem Entwurfe gehen sollte. M** hätte zum mindesten sinnlos gewesen sein müssen, wenn er nicht zurückgekommen wäre. Nun waren es nicht mehr Kränkungen des Augenblicks, sondern monatlang ununterbrochen fortgesetzte Herabwürdigung in allen Gestalten und Stufen, welche dem Zauber seiner Verblendung schlechterdings die Illusion rauben mußten. Bald darauf schlug M** eine andere Laufbahn ein, und er wählte auch einen andern Aufenthalt; beides war Folge meines gelungenen Planes. Seitdem hat er ein bedeutendes Glück, wovon er mir die erste Grundlage wirklich zu verdanken hat, gemacht. Das schwerste bei meiner letzten Rolle war die Versteckung der Haupttriebfeder. Aber welche Gefahr war auf Seiten meines Herzens! Fast hätte der Menschenkenner drauf wetten können, daß ich und mein Freund, unserere bisherigen Rollen für die Zukunft vertauschen würden: allein sein Wahrscheinlichkeitskalkül wäre für dieses Mal durchgefallen.

Die Mittel, deren ich mich zur Errei-

chung meines Zweckes bediente, kann ich gar nicht rechtfertigen. Sie waren etwas à la Crispin, welcher das Tuch allenfalls stahl, um die Blöße eines Nothleidenden damit zu bedecken.

Zweiter Abschnitt.

Talente, wissenschaftliche Bildung und Fortschritte bis zum zwei und zwanzigsten Jahre.

Mein Gedächtniß war weder in meiner Jugend noch in meinen männlichen Jahren vorzüglich. Dieser Umstand hat mich von jeher in meiner gelehrten Laufbahn gegen andere, welchen das Glück einer schnellen und festen Erinnerungskraft zu Theil geworden, zurückgesetzt. Ich lernte in meiner Jugend schwer auswendig und ich konnte mich auch nicht rühmen, daß das Gelernte bei mir sehr fest gehaftet hätte. An Uebung hat es denn doch nicht gefehlt; weil die alte Methode sich nur zu sehr auf den Gedächtnißkram einschränkte. Wie viel frühzeitige Uebung zur

Vervollkommnung des Gedächtnisses hilft, habe ich bei meiner ältesten Tochter gesehen. Ihr Gedächtniß war anfänglich nicht bedeutend, nachdem sie aber im neunten Jahre eine Gouvernannte erhielt, welche die falsche Methode hatte, die französische Sprache ihr mehr durch beständiges Auswendiglernen als durch andere Maßregeln beizubringen, so nahm es von Zeit zu Zeit so merklich zu, daß ich mich über diesen Fortschritt oft sehr gewundert habe.

Uebrigens geht meine Erinnerung gerade eben so wie es Büsching in seiner Lebensgeschichte von sich behauptet, bis ins vierte Jahr meiner Existenz zurück.

Meine übrigen geistigen Anlagen müssen in meiner Kindheit auch nicht auszeichnend gewesen sein; denn in den untern Klassen brachte ich es bei allem Fleiße unter meinen Mitschülern nicht weiter als daß ich unter die bessere Mittelklasse gehörte. In den eigentlichen Humanioren arbeitete ich mich in so weit herauf, daß ich, obgleich mir immer einige es noch zuvorthaten, zu den besten Schülern ge-

zählt werden konnte. So bald ich aber den philosophischen Kursus antrat, hatte ich so ziemlich alles hinter mir. Es ist indeß keineswegs der Fall, daß ich darum allen übrigen wirklich an Genie überlegen war; denn einige der besten meiner Mitschüler erkalteten an ihrem Fleiße und meine Eitelkeit spornte mich im Gegentheil mit jedem Jahre mehr an, alles aufzubieten, um mich auszeichnen zu können; ich war fleißiger als vielleicht einer von etwa siebenzigen, die mit mir nach einem Ziele rangen. Daher gelang es mir auch bei der Promotion als Baccalaureus, wobei damals zufolge dem Examen eine Ordnung zur Anfeuerung im Druck ausgegeben wurde, den ersten Platz zu behaupten.

So bald ich dorthin kam, wo man in der Ordnung der Ursachen zu denken hat, schien ich geborgen zu sein. Allein auch hier mochte es nichts mehr als Anlage sein, die sich nachher unter dem Schweiße der scholastischen Spitzfindigkeiten und der mathematischen Demonstrationen erst ausgebildet hat. Ich verdanke daher meinem Vater nichts so sehr als daß er mich zur Mathematik anhielt. Wer Denker

werden will, muß sie studiren oder das Schachspiel mit Anstrengung treiben. Ich kenne kein tertium, welches so geschickt wäre, den Verstand zu schärfen.

Von der Stärke meiner Einbildungskraft ist mir kein Beweis aus meinen Jünglingsjahren erinnerlich. Ich glaube vielmehr, daß ihre fürhere Ausbildung bei dem damaligen Lehrsystem zu wenig kultivirt worden. Die Lesung der Romane, welche seitdem erst die Jugend zu ihrem großen Nachtheile so sehr beschäftiget, mag von dieser Seite, nämlich als Erweckungsmittel dieses Seelenvermögens, einen vortheilhaften Einfluß haben. Habe ich unrecht, wenn ich behaupte, es wäre sonst nicht leicht zu erklären, wie wir in unsern Tage so viele noch so junge Schriftsteller, deren ästhetische Produkte hie und da doch nicht ohne Werth sind, aufweisen könnten. Die Einbildungskraft muß jetzt viel früher als in jenen Zeiten beatae memoriae entwickelt werden.

Meinen Lesern, welche blos meine Schicksale interessiren und die das etwannige Maß meiner Talente größten Theils nach meinen Schriften schon zu würdigen wissen, kann es zwar gleichgültig sein, wie sich die letztern etwa entwickelt haben mögen: allein die Psychologen, die Anthropologen und alle die, welche das Studium des Menschen in seinem ganzen Umfange betreiben, würden mit recht unzufrieden sein, wenn sie in der Selbstbiographie eines ihrer Kollegen die Data, welche meine Geschichte etwa zu fruchtbaren Reflexionen darbietet, vermissen sollten. Daher habe ich denn hier noch so manches nachzutragen, was ein Theil meiner Leser wird überschlagen können.

Wann ich nie bemerkt habe, daß mein Gedächtniß sich in meinem Jünglingsalter hervorgearbeitet hätte; wann ich selbst in meinen Mannsjahren keinen bedeutenden Zuwachs desselben wahrgenommen habe: so kann ich es dem Schöpfer nicht genug verdanken, daß sich dies in Hinsicht auf die Einbildungskraft und überhaupt auf das, was man Talente, Kopf, Genie nennt, ganz anders ver-

halten hat. Ich schrieb in meinen jüngern Jahren den Fortschritt in der Leichtigkeit, womit ich bei steigendem Alter irgend ein litterarisches Produkt z. B. ein Gedicht zur Welt brachte, theils dem durch Lektüre vermehrten Ideenvorrathe, theils der mehreren Uebung in einzelnen Fächern, wie z. B. in der Poesie allein zu; aber jetzt sehe ich deutlich ein, daß mir noch etwas mehr zu statten gekommen sein muß. Es ist mir kein Zweifel mehr übrig, daß meine geistigen Kräfte sich in dieser Beziehung erst nach und nach etwas höher emporgeschwungen haben. Als junger Student mußte ich unglaubliche Zeit anwenden, um den Plan zu einem Gedicht zu entwerfen — um ihn auszuführen. Einige Jahre später erstaunte ich schon über mich selbst in Hinsicht auf die Leichtigkeit, womit sich mir die Ideen sowohl zum Plane als zur Ausführung darboten. Vorher schien mir der Kopf, wenn ich mich so ausdrücken darf, bei dieser Arbeit, gleichsam vernagelt zu sein; in der Folge bedauerte ich mich oft unter den mir zuströhmenden Bildern nicht geschwind genug eine Wahl treffen, und die gewählten an einander reihen zu können. Taugte meine Arbeit nichts, so lag

es an dem Mangel des Geschmackes, der Kritik, der Sprachrichtigkeit; Fruchtbarkeit fehlte mir nun nicht mehr. Indeß hätte ich es auch damals noch für eine entschiedene Unmöglichkeit gehalten, daß ich je binnen einer Stunde oder wohl gar binnen einer noch kürzern Frist ein lesbares Gelegenheitsgedicht zu vollenden im Stande sein würde. Als Mann habe ich mir hingegen sehr oft den Scherz gemacht, wenn sich einer meiner Freunde nicht mit dem Gesuch um ein Gelegenheitsgedicht zum Abdruck unter seinem Namen abweisen lassen wollte, ihm zu sagen: Freund, mehr als eine Stunde kann ich dir nicht opfern; willst du dich damit begnügen, so soll dein Verlangen erfüllt werden. Und — ehe noch dieser Zeitraum verstrich, war zuweilen schon meine Arbeit fertig. Da ich nun nicht zu jenen gehöre, welchen wegen ihres trefflichen Gedächtnisses Plan, Wendungen, ja ganze Stellen aus andern Schriftstellern zu Gebote stehen: so war meine Arbeit, sie mochte noch so sehr unter der culpa mediocritatis seufzen, doch immer in einer gewissen Beziehung wenigstens originell, ich will hiermit sagen, sie war nicht entlehnt aus andern Dichtern. Die-

ser ungemeine Unterschied zwischen der geistigen Produktionskraft meiner früheren Jugend und der geistigen Produktionskraft als Mann läßt sich auf keine Art aus dem durch Kultur eingesammelten Ideenvorrathe erklären; denn die Flamme des Genies weiß sich, wann sie einmal empor lodert, den Vorrath schon selbst zu schaffen. Dies zeigen alle vorzeitigen Genies, so war es bei mir nicht. Ich finde hiervon einen neuen Beweis in einer gewissen Erscheinung, die mir als Mann sehr oft vorgekommen, von welcher ich mich aber nicht erinnere in meiner obgleich sehr sanguinischen Jugend eine Spur bemerkt zu haben. So bald mir während meiner schriftstellerischen Laufbahn ein fruchtbarer Gedanke, besonders im Gebiete der Philosophie und schönen Wissenschaften aufstieß; sobald sich mir ein Entwurf zu irgend einem Produkte darbot: so dröhnte mir es durch alle meine Nerven, mein Busen schien sich zu verengen, meine Wangen glüheten; nun ströhmten mir Gedanken und Bilder gleichsam ungerufen zu; ich fühlte einen unaufhaltbaren Drang, eine unnennbare Wollust meine Gedankenrihe zu verfolgen. Zuletzt verlor ich in einer Art von Taumel

die Apperception (das Gewahrwerden) der äußeren Gegenstände; ich verlor mich in mir selbst; indem ich fast aufhörte mein Dasein in Zeit und Raum zu fühlen. Da ich mich dieser Erscheinung aus meinem früheren Jugendalter gar nicht erinnere; da sie mir, sobald nicht von Schwärmerei die Rede ist, als ein entschiedener Beweis eines gewissen Grades von Seelenenergie gilt, so muß ich allerdings annehmen, daß meine Talente sich erst spät entwickelt haben. Hieraus folgt dann, daß man nicht sobald bei einem jungen Menschen, dessen Anlagen nicht über das Mittelmäßige hinausgehen, verzweifeln solle. Ferner befiehlt diese Erfahrung denjenigen Vorsicht, welchen es obliegt, die künftige Bestimmung junger Leute anzuordnen. Aus guten Gründen haben mehrere Landesregierungen die weise Verfügung getroffen, daß arme Kinder, welche nicht ausgezeichnete Talente haben, nie zur Fortsetzung ihrer Studien sollen zugelassen werden. Es ist allerdings besser, daß der Alltagskopf als Handwerker ein nützliches Mitglied des Staats wird als daß er dem letzteren als unbrauchbarer Theologe, Jurist oder Mediciner zur Last

fällt. Indeß sollte man bei einem großen Triebe, bei vielem Fleiße nicht auch hier oft zu voreilig zu Werke gehen; da die Entwickelung guter Anlagen nicht immer so rasch vor sich geht als wir zu glauben gewonht sind!

Uebrigens hat jener emporflammende Drang; jenes Dröhnen durch jede Nerve in mir oft die Ueberzeugung erneuert, daß die Konsumtion der Lebenskraft (im Sinne Hufelands) durch die Energie der Seele im hohen Grade befördert werden müsse. Wer ihre mächtige Einwirkung gefühlt hat, weiß es, daß sie nicht minder als die Wollusterschütterungen des Verliebten auf den Körper wirken. Diese Einwirkung scheint aber weit größer zu sein bei dem Aesthetiker und überhaupt dort, wo die Einbildungskraft (von welcher es bekannt ist, daß sie das Blut bis in die feinste Ader blitzschnell jagt) in Bewegung gesetzt wird als bei denjenigen Gelehrten, welche sich blos mit mathematischen Spekulationen beschäftigen. Die letzteren verlieren zwar das Bewustsein ihres Daseins in Zeit und Raum bei ihren Meditationen öfterer als jeder andere Gelehrte;

allein sie bleiben dabei kalt, eiskalt, wenn nicht einmal der seltene Fall der Freude über einen glücklichen Fund ihre Wange röthet. Daher mag es dann kommen, daß Newton und Euler nebst so vielen andern Mathematikern ein so hohes Alter erreicht haben. Es sind freilich auch viele unter jenen Gelehrten, die ihre Einbildungskraft sehr in Athem gesetzt haben, zu hohen Jahren gelange. Allein schrieben sie auch noch gleich dem Newton, gleich dem Euler in ihrem höheren Alter! Hatten nicht die meisten unter ihnen bereits ihre Ruhmepoche überlebt! Wenn man dagegen einwendet, daß verhalte sich in Hinsicht auf einen Wieland und einige andere ganz anders, so muß man antworten: Ausnahmen thun der Regel keinen Eintrag.

Ehe ich weiter gehe, erlaube man mir noch die in meinen Augen nicht uninteressante Frage aufzuwerfen: kann man denn ein schlechtes Gedächtniß und zugleich eine vortrefliche Einbildungskraft haben? Man wird antworten: warum nicht? Wir sehen alle Tage Personen beiderlei Geschlechts, welche ein ausge-

zeichnetes Gedächtniß haben, und solche Flachköpfe sind, daß man ihnen jenes große Dichterrequisit fast ganz absprechen möchte — folglich muß auch der umgekehrte Fall statt finden.

Ich habe meiner Seits noch einige Bedenklichkeiten. Was sind die Bilder der Einbildungskraft anders als Gedächtnißbilder, welche das Merkmal des Dagewesenseins verlohren haben! Worinn besteht dieses Merkmal? Ich sage, es besteht blos darinn, daß der Gegenstand sich mit so viel Nebenideen uns darbietet, daß wir gleichsam in einem Gemählde einen konkreten, dagewesenen Fall zu erkennen in Stand gesetzt werden. Wer einen Türken nur einmal sah, wird sich bei dem Worte ein Türke allemal, jenes Bild mit allen Nebenideen der Farben, des Orts, der Nebenumstände reproduciren. Dies ist ein Gedächtnißbild; es hat die Merkmale des Dagewesenseins. Wem aber mehr, oder gar viel Türken zu Augen gekommen sind, dem präsentirt sich bei dem Worte ein Türke ein Mischmasch von allen den Türken, die er gesehen hat. Die vielen Farben fallen unter-

einander, die Nebenumstände auch; aber das Einstimmige in allen seinen gehabten Ansichten der Türken, daß Charakteristische, nämlich der Turban, der Schnitt des Gewandes u. d. hebt sich, weil dies sich in jedem der Erinnerungsbilder vorfindet, desto mehr empor. Nun verliert sich aber in eben diesem Grade das Merkmahl des Dagewesenseins; denn dieses gründet sich auf die hier schon zur Hälfte erloschenen Nebenideen. Dies ist der Uebergang von dem Gedächtnißbilde zum Bilde der Einbildungskraft, endlich hört jenes ganz auf und es ist nur noch von diesem die Rede. Das Vorhandensein jener Nebenideen, welches ein Bild als kokreten, uns bekannten, dagewesenen Fall aufstellet, ist mithin jenes Merkmal des Dagewesenseins. Wann nun hierauf allein der Unterschied zwischen dem Bilde der Einbildungskraft und der Gedächtnißidee beruht: so ist es einleuchtend, daß die Einbildungskraft und das Gedächtniß ein und dasselbe Seelenvermögen ist. Mithin wäre man mit Grunde zu der Frage berechtiget: ob mit einem schwachen Gedächtnisse eine starke Einbildungskraft bestehen könne? Die Beantwortung dieser Frage scheint darauf zu beruhen,

daß man annehmen müsse, daß das Merkmal des Dagewesenseins sich bei dem einen oder dem andern, obgleich beide ein gleich starkes Gedächtniß haben, sich mehr oder weniger wegen der verschiedenen Richtung der Aufmerksamkeit verlieren könne. Ferner muß man bedenken, daß hier nicht von der Einbildungskraft des Dichters die Rede ist. Unter der letzten versteht man nicht nur Bilder ohne das Erinnerungsmerkmal, sondern auch die Gabe ihre Tauglichkeit zu einem gewissen Zwecke zu beurtheilen. Wer die größte psychologische Einbildungskraft besitzt, sich aber nicht auf jene Tauglichkeit oder Untauglichkeit, deren letztere Horatz mit den Worten inimitia coire giebt, versteht, wird nie als Dichter auftreten können. Hieraus folgt, daß die psychologische Einbildungskraft weiter nichts ist, als eine Anlage zur ästhetischen. Vielleicht, daß ich mich in Hinsicht auf diese meine Theorie irre, vielleicht — allein alles was ich hier gesagt habe, leuchtet mir seit so vielen Jahren so sehr ein, daß ich mich überzeugt halte, es verdiene wenigstens einige Aufmerksamkeit. Auf das, was man dagegen einwendet, werde ich nicht unterlassen zu repliciren.

Um meinen Lesern von meinen jugendlichen Fortschritten in den Wissenschaften Rechnung zu geben, brauche ich nur hier eine kurze Uebersicht der jesuitischen Schulverfassung, wie sie damals in Breslau auf der Leopoldina statt fand, aufzustellen. Auf die Theologie, da sie nicht hieher gehört, habe ich mich nicht einzulassen. Also der gymnasiastische und der philosophische Kursus werden blos der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit werden; denn Rechtswissenschaft und Arzneikunde werden auf der gedachten Universität nicht vorgetragen In den ersten sechs Klassen, wurde das Latein, lateinische Poesie und Oratorie sechs Jahre hindurch gelehrt. Die weltliche und geistliche Geschichte mußte man für das Examen aus dem vorgeschriebenen Handbuche wörtlich auswendig lernen; die fleißigeren thaten es, aber nur wenige wußten im künftigen Schuljahr noch etwas von dem, was sie im vorhergehenden mit so viel Zeitverlust sich eigen gemacht hatten. So viel thut der Mangel an Methode; die Jugend hört Geschichte gern, lernt sie gern, allein man muß sie ihr nicht durch das Auswendiglernen ekel,

haft, sondern durch einen launigten Vortrag, durch scherzhafte Digressionen, durch Nacherzählungen auf Seiten der Schüler interessant zu machen suchen. Mit der Geographie war es nicht viel besser. Das Griechische wurde leider fast ganz vernachläßiget. Die vaterländische Sprache und was sonst im gemeinen Leben am nothwendigsten ist, — übersah man nicht minder in dieser Anstalt zu jener Zeit. Hierüber findet, so wie über das, was ich in dieser Beziehung noch sagen werde, keine Kontrovers statt; denn zu Breslau waren damals die Reformen, welche die ersten Lichter unter den Jesuiten nachher selbst mit der vollständigsten Anerkennung der vorherigen Mängel in den meisten Provinzen und besonders in Oesterreich bewirkt haben, noch nicht eingeführt worden. Wer also etwas dagegen sagt, hat es mit den ersten Köpfen des Ordens selbst zu thun. Es ist übrigens zu bedauern, daß man erst solche Bemerkungen zu einer Zeit, wo jeder das Amicus Plato, Amicus Aristoteles sed magis amica veritas im Munde führt, machen soll. Ich, der ich mich dagegen gewiß wissentlich nicht versündige, wandle meinen bisherigen Weg fort; ich werde den Orden

loben, vertheidigen, wo er es verdient, tadeln, so wenig es möglich ist.

So sehr es an Kultur der deutschen Sprache fehlte, so war das Latein, was wir lernten gar nicht so schlecht als man es gemeinhin schildert. Ich habe doch nachher die Klassiker studirt und glaube daher diese Behauptung beim guten Geschmack verantworten zu können. Man thut überhaupt den Jesuiten zu viel, wenn man ihnen gute Latinität so allgemein in ihren Druckschriften abspricht. Es gab freilich eine gewisse Lohensteinsche Periode unter denselben, welche den guten Geschmack, eben so wie ehedem auf dem deutschen Parnaß durch nonsensikalische Floskeln als durch Germanismen beleidigte. Es gab eine Zeit, wo ein Frater Gerund vom Campazes in Deutschland mit seinen Albernheiten eben das Aufsehen gemacht haben würde, welches ihm in Spanien ein gelehrter Jesuit zuzuschreiben beliebt *). Das Aufkommen dieses falschen

*) Vor kurzem kam mir dieses Werk in einer englischen Uebersetzung zu Händen. Es ist eines der witzigsten Produkte, die ich gelesen habe,

Geschmacks hätten die Jesuiten verhindern sollen und verhindern können; dies ist wahr. Man muß auch zugeben, daß viele Mitglieder des Ordens zum Theil Urheber sowohl jenes lateinischen Germanismus als jener Sucht nach überspannten Tropen waren. Demungeachtet gab es immer unter ihnen Männer, die an diesen Spektakelprodukten ein Aergerniß nahmen, die ihren Geist sowohl als ihre Sprache in der Schule der Römer gebildet hatten. Zu meiner Zeit befanden sich zu Breslau auf der Universität mehrere Professoren, die ein edles Latein ohne Germanismen, Neologismen und Schwulst schrieben. Veritas, non nisi veritas.

Bei den Schüleren wurde aber die klassische Literatur fast ganz vernachläßiget und an Kritik wurde noch weniger gedacht. Ueberhaupt behandelte man alles etwas mechanisch, man ließ zu viel auswendig lernen, und hielt zu wenig drauf, daß das Erlernte auch in succum et sanguinem übergieng.

und verdiente in einem Auszuge zur Beschämung des falschen Geschmacks mancher berühmter Kanzelredner übersetzt zu werden.

Ueberdem verdarb man einen großen Theil des Schuljahres mit Komödien. Einer der Professoren mußte seine Zeit im ersten halben Jahre auf die Komposition eines großen, in lateinischen Versen, abzufassenden Schauspiels und im zweiten auf die Aufführung desselben verwenden. Welchen Eintrag dieses seinen Studien und seiner Vorbereitung zu den Lektionen that, leuchtete von selbst ein. Das zweite halbe Jahr verstrich großen Theils auf Seiten der Schüler mit Auswendiglernen der Rollen, mit Proben und Anstalten zur Dekoration und Garderobe.

Bei dieser Gelegenheit wurde einmal ein zu Ehren Sr. Majestät des Königs von Preußen als damaligen Kronprinzen verfertigtes, Stück aufgeführt. Da dies der Fall ist, wo ich unter zahllosem Applausus eine Rolle gespielt habe, der so lange es in Deutschland Theater geben dürfte an Besonderheit wohl nie mehr etwas gleich kommen dürfte: so lohnt es wohl der Mühe, daß ich diesen Vorgang, den ich schon in meinen Nachrichten über Schlesien berührt habe, hier umständlich erzähle. Das Thema war das Bestreben Friedrich Willhelms

in die Fußstapfen seines königlichen Oheims Friedrich des II, damals regierenden Königs, zu treten. Dies an sich schon für eine Rede allenfalls schickliche, für eine Komödie aber höchst auffallende Thema wurde nicht etwa allegorisch, sondern in schlichter nakter Handlung aufs Theater gebracht. Ich hatte die Ehre Snr. Königl. Hoheit vorzustellen, war in einen vortreflichen Harnisch gekleidet, trug die Insignien des schwarzen Adlers, Stern und Band an meiner Brust. Und Se. Königl. Hoheit selbst waren in höchster Person gegenwärtig. Daher ich mir es oft zum Scherz gemacht habe, und unter Freunden, die um die Sache nicht wußten, die Frage aufgeworfen: ob man es wohl nur möglich halte, daß ich mit Sr. Maj. dem jetzigen Könige gesprochen, indem ich die Insignien des schwarzen Adlerordens auf meiner Brust getragen hätte? So höchst unwahrscheinlich es indessen auch sein mag, so buchstäblich ist es wahr. Was mag dieser geschmackvolle Fürst sich bei diesem Vorfall gedacht haben! — —

Diesem zufolge kann man sich es begreiflich machen, wie weit ich es etwa im sechs-

zehnten Jahre, wie ich in den philosophischen Kursus trat, wo Humaniora nicht mehr behandelt werden, in Beziehung auf die letzteren gebracht haben konnte. Lateinisch sprechen, einen richtigen Hexameter, Pentameter, Jambus u. s. f. drechseln, eine lateinische Chrie schreiben, dies umfaßte so ziemlich den Umfang meines Wissens. Zum Glück hatte ich in Löwenberg eine Stiefgroßmutter, welche eine junge Frau von vieler Belesenheit und Cultur war. Bei dieser lernte ich auf den Ferien schon während der Humanioren unsere damaligen berühmtesten Nationalschriftsteller kennen. Durch sie erhielt ich denn auch nach und nach die Werke Gellerts, Rabners, Hallers und fast aller Dichter, welche, bis zur Beendigung des siebenjährigen Krieges Deutschland Ehre gemacht haben. Von dieser Seite hatte ich vor den meisten meiner Mitschüler einen bemerkbaren Vorsprung. Ich reinigte mit unsäglicher Mühe meine Sprache. Dies setzte ich im philosophischen Kursus noch mehr fort, und nun schmeichelte mir meine Eitelkeit, ich schrieb und spräche meine Muttersprache richtig und gut. Je weniger man weiß, desto leichter beredet

man sich viel zu wissen. Wie schlecht würde ich in einer Prüfung beim damaligen Oberzunftmeister der deutschen Sprachlehre, bei Herrn Gottsched, bestanden haben! Meine Aussprache taugte gar nichts, allein weil ich meistens in einem Cirkel lebte, wo man noch schlechter sprach; weil ich fast nie Gelegenheit hatte mit Ausländern von litterarischer Kultur zusammen zu kommen: so ahnete ich nicht einmal, daß es falsch sei zu sagen, fähr statt sehr, Aehre (honor) statt Ehre, flüßen statt fließen, fiß statt süß, Blutt statt Blut, Mutt statt Muth, hollen statt holen. Ich wußte freilich wie man alle diese Wörter schrieb, aber ich sprach sie aus wie es der damalige Landesschlendrian besonders unter meinen Religionsverwandten mit sich brachte. Dieses hat sich erst seit einigen Jahren so weit geändert, daß nun auch junge gebildetere, katholische Geistliche, welche die Provinz nie verlassen haben, nur sehr selten gegen die rechte Aussprache verstoßen.

Nachdem man in sechs Jahren die Humaniora zu Breslau bei dem mit der Univer-

sität verbundenem Gymnasium beendet hatte: stieg man in die Philosophie. Hier gieng eine große Veränderung mit einem jungen Menschen vor, auf die man sich nicht wenig zu Gute thut. Der Professor durfte nicht mehr Du sagen, sondern Domine N., auf deutsch Herr N. Doch aber hieß es nicht: Hören Sie, sondern hör' Er. Im lateinischen klingt es nun etwas sonderbar. Eat Dominus in pace, cras mane veniat ad me. Auch hörten nun alle körperlichen Züchtigungen auf, die Strafe war der Karcer. Der philosophische Kursus dauerte zu meiner Zeit zwei Jahre und nun waren noch vier Jahre für den Theologen. Die ganze Laufbahn eines Theologen war also in zwölf Jahren zu vollenden. Jurisprudenz und Medicin haben in der Leopoldina zu Breslau, wie ich bereits erinnert habe, keine Fakultäten. Im ersten Jahre des philosophischen Kursus ward Logik und Metaphysik und Mathematik abgehandelt, nach demselben war Promotio in Baccalaureum für einen sehr civilen Preis; im zweiten Jahre wurde Physik vorgelesen; worauf Promotio in Magistrum, nicht minder für ein sehr billiges Honorar erfolgte. Jeder Promotion gieng ein Examen

vorher, und nach dem Ausfall desselben wurde bei der feierlichen Promotion eine gedruckte Ordnung verlesen und ausgegeben. Die Ehre hier der erste in der Ordnung zu sein, ist allerdings ein Vorzug, auf den man sich sehr viel zu Gute thun zu können glaubte. Meine Wenigkeit, errang wie ich oben erinnert habe, bei diesem Wettstreit den ersten Lorbeer als Baccalaureus; als Magister ward ich außer der Ordnung promovirt; weil ich die Physik nach der Anordnung meines Vaters privatissime gehört hatte. Kurz darauf fiel diese Ordnung weg, man gab nur Klassen; allerdings trug der, welcher der Letzte war, fast auf sein ganzes Leben einen Fleck einer kleinen Brandmarkung von der Universität hinweg. Dies mochte der Grund sein warum man sie abschaffte. In der Philosophie wurde über den Jesuit Mako gelesen. Dieses Handbuch war für jene Zeiten sehr gut, allein der edle lateinische Styl des Verfassers forderte mehr Sprachkenntnisse als der größere Theil der Dominorum besaß. Hätte man sich darauf eingeschränkt dieses Handbuch recht gut zu erklären, den jungen Leuten recht eigen zu machen: so würde man gute philosophische Köpfe,

welche von allem scholastischem Wußte frei gewesen wären, in der Logik gebildet und sie in der Metaphysik und Physik mit einem bedeutendern Vorrath nützlicher Wahrheiten ausgestattet haben. Allein was das Handbuch gutes hatte, richtete man durch Diktaten und scholastische Disputirübungen um so mehr zu Grunde, da das letztere als Hauptsache behandelt wurde. Einmal wurde die Zeit durch das Diktiren verdorben; dann wurden täglich Skabella, Circuli (dies sind Disputirübungen) gehalten; die Diktaten verlangten auch erklärt zu werden. Auf diese Art lernte man nicht Präcision im Denken, und was sonst zur Logik gehört; sondern blos sich im scholastischen Kriege durch geschickte Führung der Oppositions- und und Distinktions-Waffen hervorzuthun. Zur Erklärung der Metaphysik blieb daher nicht einmal so viel Zeit übrig, daß das Handbuch im ersten Jahrgange hätte können beendet werden. Ich brauche nun nur noch einige Themata anzuführen, über welchen so viel Zeit verschleudert wurde — und man wird sich wundern, wie vor einigen zwanzig Jahren, wo die Jesuiten Denis, Scherfer, Mako, Hell, Mastalier

u. a. m. im Oestreichischen sich schon so sehr hervorgethan hatten, noch in Breslau so etwas statt finden konnte: Folgende Streitfragen sind mir noch aus jener fernern Epoche meines Lebens erinnerlich.

Jede einfache Idee muß unbedingt wahr sein.

Jede zusammengesetzte Idee kann wahr oder falsch sein.

Giebt es in der Sinnenwelt etwas allgemeines? datur Universale a parte rei?

Kann Gewißheit und Vermuthung in eben demselben Verstande zu eben derselben Zeit statt finden?

Der zweite Satz und die dritte Frage, welche in einem aus vielen Bogen bestehenden Diktatum abgehandelt wurden, sind von der Art, daß man wohl ein bischen den Verstand darüber verlieren könnte. Und — zu welchem Zwecke?

Der gesunde Menschenverstand sagt uns, daß jedes Ding etwas einzelnes ist und daß die Uebereinstimmungen des Einzelnen uns den Begriff von Gattung, von Klasse oder wie man es nennen will, hergiebt. Das was mehreren gemein ist und den gedachten Begriff

darbietet, heißt hier Universale oder commune pluribus.

Aus dieser an sich klaren Sache hat nun die Scholastik eine der intrikatesten Fragen herausgesponnen. Die philosophischen Sekten, scholastischen Andenkens, haben sich nie darüber vereinigen können.

Auf Mathematik hielt mein Vater viel, er ließ mich also hierüber ein Privatcollegium hören. In diesem machte ich sehr gute Fortschritte, da man bei eben dem Professor in öffentlichen Vorlesungen gar nichts lernte.

Eine ganz falsche Idee brachte meinen Vater auf den Gedanken, mich die Physik nicht öffentlich studiren zu lassen; er ersuchte einen Professor der Theologie, der mehrere Jahre Physik mit viel Ruf gelesen hatte, mir ein Privatissimum über dieselbe zu geben. Seine Absicht war, daß ich zugleich bei ihm den medicinischen Kursus hören könnte. Diese Verbindung taugte allerdings nichts, denn die Physik, wenn ich sie gründlich nach M a k o studiren sollte, verlangte für sich allein einen vollen ungetheilten Jahrgang. Allein so unrecht man hiebei kalkulirt hatte, so gut fiel die Sache selbst aus. Mein Lehrer, sein

Name war Meißner, freute sich, endlich einmal einen Schüler zu erhalten, der so viel in der Mathematik gethan hatte als nöthig ist, das Makosche Handbuch zu verstehen. Er gab sich also alle erdenkliche Mühe; meiner Seits betrieb ich dieses Studium mit wahrer Leidenschaft. Es standen mir Bücher, Experimente, Maschinen, alles stand mir durch die Güte und den Eifer meines Lehrers zu Gebothe. Ich sage daher nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß ich es in dieser Wissenschaft, welche ich nicht eben mit der Zufriedenheit meines Vaters noch ein Paar Jahre fortsetzte, für einen jungen Menschen ungewöhnlich weit gebracht hatte. Dieser Umstand machte mein Glück in der Arzneikunde. Ohne denselben war ich verloren, ich blieb ewig ein Stümper. Denn, da ich die Medicin bei meinem Vater ganz absolvirte; da er in der neuen Theorie nicht stark war: so hätte ich mich an sein System, an seine Erklärungsart als an meinen einzigen Anker halten müssen. Es steht nicht zu erwarten, daß ich nachher etwa in Wien das Versäumte würde haben nachholen können; auch ist es schwer, einmal festsitzende falsche Prinzipien wieder auszurotten.

Allein bei meinen mathematischen und physikalischen Vorerkenntnissen, war es mir ein Spiel aus Hallers gedruckten lateinischen Vorlesungen über Boerhavens Physiologie mich so weit unter der Hülfleistung meines Vaters in der Lehre des gesunden Körpers empor zu arbeiten, als diese Wissenschaft damals vorgeschritten war. Ich schwur nun nicht in die Worte meines Lehrers, obgleich er zugleich mein Vater war, ich prüfte selbst und nur was mir einleuchtete, erhielt meinen Beifall.

Man sieht also aus dem bisherigen, daß ich den Jesuiten vorzüglich Mathematik und Physik zu verdanken habe. Der Name Meißner kann nie ohne Regungen der Dankbarkeit von mir ausgesprochen werden. Man wird sich wundern, daß man hier gelesen hat, daß ein so guter Physikus zur Theologie sei berufen worden; und man thut es aus guten Gründen. Dies war eben einer der Hauptfehler der Einrichtung dieser Societät, wie sie sich zu nennen pflegte, daß sie nie den Mann in seiner Sphäre, worinn er sich auszeichnete, stehen ließ. Fast wie der Lieutenant zum Hauptmann, dieser zum Major avancirt, fast

eben so stieg der gute Kopf nach der Ancien-
nität von den untern Klassen zur Philosophie,
von dieser zur Theologie. Die Vorsteher des
Ordens setzten das Unmögliche, daß man in
allen Fächern gleich stark sein müsse, in ihrer
Praxis zum voraus.

Ehe ich diesen Orden hier verlasse, muß
ich noch erzählen, daß ich während meines
philosophischen Kursus den Entschluß faßte,
Jesuit zu werden. Man wird es mir auch
hoffentlich auf mein Wort glauben, daß ich
dem Orden nicht unvollkommen würde gewe-
sen sein. Ich eröffnete meine Gesinnungen,
ohne daß meine Eltern etwas darum wußten,
einem gewissen, noch lebenden Herrn Strzo-
bel, welcher damals einer der jüngsten Or-
densglieder war. Dieser kannte mich durch-
aus, „Freund, erwiederte er, Sie wollen
„Jesuit werden aus Leidenschaft für die phi-
„losophischen Studien, Sie wissen daß alle ka-
„tholische Universitäten in unsern Händen sind,
„und sehen daher als Katholik keinen andern
„Weg zur philosophischen Katheder als diesen
„offen. Der Orden würde Sie auch gern an-
„nehmen; allein man könnte Sie, welches

„bei uns oft der Fall ist, gerade zu etwas an-
„derem bestimmen und dann sind Sie verloren.
„Ueberdem muß man in den geistlichen Stand
„nicht aus Nebenabsichten treten. Er hat
„schwere Pflichten, und diesen kann nur der
„Gnüge leisten, welcher auf dem Wege des
„Berufes wandelt. Lassen Sie Ihren Vorsatz
„fallen, und wählen Sie lieber einen andern
„Stand.“ Dies war so wahr, so konse-
quent in Beziehung auf die Beweggründe mei-
ner Wahl — daß ich auf der Stelle meinen
Entschluß änderte.

Diese Anekdote nebst so viel andern von
mir gemachten Erfahrungen sind ein Beweiß,
daß man den Mitgliedern dieser Gesellschaft
oft unrecht thut, wenn man glaubt, der Je-
suit könne nichts als den Vortheil seines Or-
dens zum Augenmerk haben. Ich tadle was
am Orden zu tadeln war, aber die Wahrheit
müßte mir nicht heilig sein, wenn ich nicht
öffentlich behaupten sollte, daß ich viele Män-
ner von ausgezeichnetem moralischen Werte
unter den Jesuiten hätte kennen gelernt. Je
mehr ich seit Erscheinung meiner Nachrichten
über Schlesien überzeugt worden, daß ein

großer Theil meiner Leser in Deutschland zu meiner Wahrheitsliebe ein für so manche Prüfungen mich lohnendes Zutrauen besitzt, desto unbedingter, desto flammender ist mein Vorsatz, durch nichts mich abhalten zu lassen, in der Welt mich dieses Zutrauens auch ferner werth zu machen. Tros Rutulusve fuat nullo discrimine habebo.

Schon oben habe ich im Vorbeigehen vorläufig über meine Laufbahn als Beflissener der heilsamsten aller Künste einiges gesagt. Da ich gleich nach meinem Abgehen von Breslau promovirte, so kann ich sagen, ich habe den ganzen Kursus allein unter meinen Vater vollendet. Wirklich hat er mit mir nicht nur Anatomie, Physiologie, Pathologie, Materia medica, Chemie, Therapie in einem Zeitraum von etwa fünf Jahren abgehandelt, sondern mich auch in seiner Privat-Spitalpraxis mit der Ausübung der Kunst bekannt gemacht. Dieser Fall daß ein alter Praktikus junge Leute in einigen Jahren bis zur Fähigkeit sich promoviren zu lassen emporarbeitete, war damals in Breslau

nichts seltenes. Mein Vater hatte schon vor mir einem jezigen Hofrath den ganzen Cursus gelesen und ein gewisser Doktor Wike hat Aerzte zu Dutzenden in dieser Art fertig gemacht. Auch seitdem hat noch H. D. Kroker bei vielen jungen Leuten eben dieses geleistet.

Bei großer Fleißanwendung, bei einem gehörigen Zeitaufwande, bei guten Vorkenntnissen läßt sich so etwas unter der Hülfleistung der besten Bücher, und bei einiger Gelegenheit sich in der Anatomie zu üben, auch mit gutem Glücke durchsetzen; allein es springt in die Augen, welch ein mißliches Unternehmen es ist. Denn von dem Falle großer Talente, wo alle Hindernisse durch die Energie der innern Kraft des Lehrlings niedergestürzt werden, ist hier nicht die Rede; hier wird die Bahn gebrochen, das Ziel erreicht, ohne daß ein Lehrer hinzu zu treten nöthig hat; und im gewöhnlichen Falle, ja selbst bei mehr als guter Mittelmäßigkeit der Talente bleibt ein solcher Arzt, wann er nicht nachher das Versäumte nachholen kann, immer und ewig ein Stümper. Er kann guter Schlendrianspraktikus

werden, aber zum großen Arzt wird er sich nie emporschwingen.

Daher von den auf diese Art promovirten Doktoren sich nachher auch fast nur diejenigen ausgezeichnet haben, welche nach ihrer Promotion nach Wien, welches damals im ersten Rufe in Hinsicht auf medicinische Anstalten stand, zu gehen im Stande waren. Dies war nun auch mein Fall. Was die Promotion betraf, gab es gar keine Schwierigkeiten. Den Winslow hatte ich gut im Kopfe, allein an anatomischer Anschaulichkeit hatte mir es ganz gefehlt. In Hallers weitläuftigen Vorlesungen über die Physiologie des großen Boerhave war ich ganz einheimisch; Boerhavens Chemie verstand ich, weil es nichts mehr als eine Physika specialis ist und sein kann, bei den Fortschritten, die ich in der Physik gethan hatte, ohne alle Anweisung. Ueberdem war Chimie meines Vaters Lieblingsstudium während seiner praktischen Laufbahn zu Löwenberg gewesen. Was den Vorlesuugen meines Vaters über die praktischen Handbücher des Boerhave abgieng, ersetzte mir Van Swietens Kommentar

über die Werke seines großen Landsmannes. In der Materia medica war ich am meisten und wirklich sehr zurück. Demungeachtet schrieb ich meine Inauguraldisputation noch vor meinem Abgehen de efficacia medicamentorum in humoribus nostris non solubilium.

Von der Kräuterkunde, Entbindungskunst, der gerichtlichen Arzneiwissenschaft, Chirurgie wußte ich so viel als gar nichts. Allein da ich bei der medicinischen Praxis gleichsam großgezogen worden, da mein Vater damals dem Krankenhanse der Elisabethiner-Nonnen, worinn nur weibliche Kranke aufgenommen werden, vorstand: so hatte ich frühzeitig Gelegenheit gehabt, im praktischen Fache mich zu bilden und das medicinische Auge zu erhalten. Das leztere war allerdings ein großer Vortheil; daher ich auch, wie ich nach Halle kam, sogleich vom Professor Nietzki zur Vertretung seiner Praxis gebraucht wurde. Damals fanden dort noch keine klinischen Anstalten statt, mithin fehlte es den jungen Kandidaten meisten Theils noch an der Gewöhnung ihres Seheorgans, die Zeichen der Krank-

heit, welche sie aus der Theorie kannten, im Leidenden richtig und ohne Verwechselung aufzufinden. Ohne dieses kann der junge Mann bei aller Gelehrsamkeit einem alten Praktiker nicht einmal einen Krankenrapport, worauf sich zu verlassen ist, machen.

Neben meinen medicinischen Studien hatte ich mich nicht nur etwas in der französischen Sprache geübt; sondern ich hatte auch das Studium der Physik und der Schriften von Deutschlands Schöngeistern mit einem Enthusiasmus und einer Anstrengung fortgesetzt, der zur Heruntersetzung meiner vorher so blühenden Gesundheit nicht viel weniger als die oben gedachte Unzufriedenheit über die Unentschließigkeit meines Vaters mich auf Universitäten zu schicken, beitrug. Ich arbeitete fast täglich, ohne daß es mein Vater gewahr werden durfte, bis nach Mitternacht. Zuweilen versuchte ich mich auch in einem kleinen ästhetischen Produkte von Seiten der Sprache und des Stils. Von dieser Seite hatte ich daher die Versäumungen meiner früheren Erziehung durchaus

nachgeholt. Mein Vater war genöthiget, mich mehrmal in der Absicht mein leidenschaftliches Studiren zu unterbrechen, aufs Land zu schicken. Indeß auch dieses half sehr wenig, meine Seele war verstimmt und meinen Hang zur Fortsetzung meiner Arbeit suchte ich auch hier zu befriedigen. Fast nur allein der Fall, daß durch das weibliche Geschlecht auf den Landpartien meine Sucht Eroberungen zu machen, die durch nichts sich hatte ersticken lassen, aufgeregt wurde; fast nur dieser Fall allein konnte Hypochondrie und Lesewuth auf einige Stunden bei mir verscheuchen und zum frohen Lebensgenusse mich auf einige Momente zurükrufen.

Dritter Abschnitt.

Reise nach Halle, nach Berlin, Promotion, Reise nach und Aufenthalt zu Wien. Zurückkunft ins Vaterland.

Zu Ende des Monats Januar 1773 verließ ich Breslau, reisete über Löwenberg, wo meine Großeltern lebten, nach Halle. Ha, glücklicher war keiner der Sterblichen als ich! Ich hatte mit dem, was mir noch an Gelde nachgeschickt werden sollte, nicht nur das Nöthige, um sogleich promovirt werden zu können, sondern durch die Unterstützung mehrerer meiner Freunde auch wohl noch gegen hundert Kaisergulden drüber. Den Werth des Geldes hatte ich bei den häuslichen Sorgen meiner Eltern gehörig kennen gelernt, äußerst

wirthschaftlich mit ihm umzugehen, war mir damals wirklich leichter als in der Folge meines Lebens. Es wurde also der Plan gemacht, alle Kunstgriffe der Sparsamkeit aufzubieten, mir alles zu versagen, um mit diesem Gelde nach erfolgter Promotion noch eine Reise nach Wien zu meiner weiteren Ausbildung in den dortigen Kollegien und Spitälern unternehmen zu können.

Mein erstes Abentheuer begegnete mir unweit Löwenberg bei einem Maskenballe, den der Herr Graf Nostiz auf Veranlassung einer Zusammenkunft Sner. Königl. Hoheit des Prinzen Carl von Sachsen mit seiner nun verwittweten Gemahlin — gab. Vielleicht unterhält es manchen meiner Leser, wenn ich diesen Vorfall hier erzähle. Ich tanzte zufällig einige Mal mit einer Dame, welche statt der Larve blos Mund und Augen mit schwarzen auf Drath gesetzten Spitzen verbrämt hatte. Man sahe also noch etwas von ihrem jugendlichen hochgeschmünkten Gesichte. sie tanzte vortreflich. Endlich suchte sie meine Bekanntschaft, lehnte sich an mich an, sagte

mir wie bezaubert sie über meine Menuett wäre. Meine Eitelkeit, der es unbewußt war, daß ich mich etwas zierte, nahm dieses um so mehr für baares Geld an, da ich deutlich bemerkte, daß mehrere der Gegenwärtigen meiner Menuett ihre Aufmerksamkeit widmeten. Allerdings mochte der Grund davon vielmehr auf Seiten meiner Affektation als auf Seiten des Beifalls meines Tanzens zu suchen sein. Meine Dame verfolgte mich auf allen Schritten, forderte mich zu neuen Mennetten auf, und — wie freute sich der kokette Jüngling seiner schönen Eroberung! Sie both mir ihren Arm an, sie führte mich unter dem Vorwande sich abzukühlen in ein Nebenzimmer. Wir schienen beider Seits in unserer Gesellschaft weit mehr als beim Ball unsere Rechnung zu finden. Ich entfernte mich um ihren Namen, ihren Stand zu erfahren aber — man wuste ihn nicht oder — man wollte ihn nicht wissen. Nachdem ich zurückgekommen, wurde meine junge Schöne immer zudringlicher und ich fieng endlich an, sie als ein leichtsinniges Geschöpf, der meine Menuett den Kopf verdrehet hätte — nicht ohne wirkliche Theilnahme zu bedauern. Diese Zu-

dringlichkeit stieg und ein gewisses Feuer der Leidenschaft war nicht mehr zu verkennen. Nun kam ich ins äußerste Gedränge; ich wurde nicht nur für mich selbst besorgt, sondern einer so stürmisch ausbrechenden Flamme mochte ich auch nicht im geringsten Vorschub leisten. Endlich riß ich mich mit Gewalt los — aber vergebens, ich tanzte; aber auch dies stellte mich nicht sicher. Die Maske engagirte mich zu einer Angloise, sagte mir hier tausend schöne Sachen vor, klagte zuletzt über den Tag, welcher sie unglücklich machte. Mit einem Worte, je mehr ich zurück trat, je mehr ich selbst in meiner Seele über diesen Vorfall beunruhiget wurde; desto mehr bestürmte mich meine schmachtende Schöne. Kokketterie war dies nicht, schamlose Freudenmädchen waren hier nicht zu erwarten, also — eine unglückliche Verliebte, die im Nu Kopf und Herz verlohren hatte! Bald war ich gerührt, bald unwillig, bald wieder im Kampfe mit meiner strengen Jungfräulichkeit. Endlich suchte ich mein Heil in der Flucht. Ich verließ auf eine ganze Stunde den Ball — aber kaum war ich zurück; so hieng die Maske an meinem Arm. Hier hörte ich tausend Vor-

würfe — ich sollte (vermuthlich zum dreisteren Kampfe?) nochmals mich ins Nebenzimmer begeben. Da ich es aber mit Festigkeit abschlug, siehe da! so verließ mich meine Dame, das Herz blutete mir, und sie — sah ich nach wenigen Augenblicken mit deutlichem Unwillen bald mit Weibern, bald mit Männern schäkern, als wäre in ihrer Seele nichts vorgegangen. Diese Umwandlung setzte mich fast noch mehr als jene Zudringlichkeit in Erstaunen. Eine Metamorphose von dieser Art schien mir durchaus unerklärbar zu sein. Nach einiger Zeit erfuhr ich endlich, daß meine Dame ein junger Mensch war, welcher vermuthlich auf Veranlassung eines Mädchens, die meine Delikatesse kannte, sich das Vergnügen machen wollte die Eroberung eines so jungfräulichen Jünglings in seiner Damenrolle auf eine Art zu versuchen, die sich nicht leicht ein Mädchen erlauben würde.

In Halle machte ich sogleich meine Anstalten zur Promotion. Dort war der Professor Nietzki, welcher gerade damals die Balsa-

wirkung des jungen Schimmelmann vollendet hatte, mein Gönner. Er erleichterte mir alles so sehr als es nur die Umstände zuließen; munterte mich auch auf ohne Vorsitz meine Dispüte zu halten. Zwischen dem ersten und zweiten Examen reisete ich zu Fuß nach Berlin, theils um diese Residenz nebst Potsdam zu sehen, theils um die dortigen Medicinalanstalten, ehe ich nach Wien gieng, etwas kennen zu lernen. Diese Reise kostete mich sehr wenig, allein auch dieses Wenige mußte ich durch die größte Genauigkeit in meiner Haushaltung wieder einzubringen suchen. Professor Rietzki nahm es sehr übel, daß ich ihm nichts von diesem Vorhaben, wovon er mich abgehalten haben würde, gesagt hatte. Indeß, da ich ihm nur erzählen konnte, daß ich dem Domherrn Bastiani (Friedrichs Liebling) seine schöne Mumie recht umständlich beschrieben hätte, so war er sogleich besänftiget. Gedachter Domherr versicherte mich in der That, daß Sne. Maj. der König wohl begierig sein würden, diesen neuen Beweiß deutscher Erfindsamkeit kennen zu lernen, allein es träten hier Nebenumstände ein, welche es nicht schicklich machten, daß

diese Mumie nach Potsdam transportirt würde. Wahr ist es, daß man es bedauern muß, daß diese erneuerte Kunst wieder mit Nietzkin verlohren gegangen. Wahr ists, daß diese Mumie wirklich vielmehr einer schwarzmormornen schönen Statüe als einer abschrekkenden Leiche ähnlich sah. Dem Erfinder war es daher nicht zu verargen, daß er sich Hoffnung machte sich durch seine Entdeckung zum Balsamateur unserer Fürsten und auf diesem Wege zum reichen Manne empor zu schwingen. Wie kommt es doch, daß sich das Publikum für manche, wirklich schöne Erfindungen so wenig interessirt! Es müßte doch ein feierlicher Anblick sein, nach Jahrhunderten die Ahnen eines großen Hauses, die Männer der Vorzeit von Verdiensten und Auszeichnung noch von Angesicht zu Angesicht, ohne daß die Schauder der Verwesung ihre natürlichen Züge vernichtet hätten, wieder sehen zu können. Es ist in der That sehr auffallend, daß man eine so schöne Erfindung blos auf Mangel an Theilnahme hat zu Grunde gehen lassen. Ich weiß freilich nicht, wie sehr sich jetzt nach mehr als zwanzig Jahren die Unverweslichkeit der

Schimmelmannschen Mumie bestätiget hat; allein es ist zu vermuthen, daß die Sache Probe gehalten haben wird. Wie kommt es, daß das Publikum hierüber keine Nachricht, wodurch diese Sache in neue Erinnerung gebracht würde, erhält! Vielleicht daß einer der noch lebenden Gehülfen des Prof. Nietzki, so geheim er auch die Sache gehalten haben mag, dieser schönen Entdeckung noch wieder auf die Spur kommen könnte!

Bei meiner Promotion, welche im Mai 1773 erfolgte, fiel nichts merkwürdiges vor. Da ich mit Geläufigkeit Latein sprach, so machte mir das Disputiren ohne Vorsitz keine Schwierigkeiten, ungeachtet einer meiner Opponenten mir mit guten Gründen stark zu Leibe gieng. Fertigkeit der Sprache, Logik und Dreistigkeit, woran es mir nicht mangelte, entscheiden hier mehr als die Fakultätskenntnisse. Meine Inauguralschrift, welche ganz allein mein Werk war, wurde sehr gut aufgenommen. Ich bewieß in derselben gegen den berühmten verstorbenen Cartheuser, daß die Unauflößlichkeit der Arzeneien kein

Grund sei ihnen die Heilkräfte, in dem Umfange als er es zu thun gewohnt war, abzusprechen.

Von Halle reisete ich, nach einem etwa dreimonatlichen Aufenthalte, nachdem ich mein Gepäck an Fuhrleute übergeben hatte, aus Oekonomie bis nach Prag zu Fuß, von Prag fuhr ich um ein geringes mit zwei Damen und noch einer Mannsperson in einer Lohnkutsche bis nach Wien. Bei dieser so wie bei meiner Berliner Reise setzte mich nichts so sehr in Verlegenheit als die Möglichkeit, daß mir irgend ein Bekannter aufstoßen könnte, der mich auf meiner Fußreise beträfe. Damals waren solche Parthien noch nicht durch die Allkraft der Mode gerechtfertiget; man hielt sie also für eine Art von Wegwerfung. Allein wollte ich bei meiner Baarschaft in Wien, das Versäumte nachholen; wollte ich den Ruf der dortigen praktischen Anstalten mir zu Nutzen machen; so blieb mir diese Wahl fast nur übrig. Es ist entsetzlich, daß den Menschen das Vorurtheil so sehr bei jeder ih-

rer Unternehmungen in den Weg tritt! Wie viel leichter würde sichs durch diese Welt wandeln, wenn dieser Eckstein nicht so oft uns die bessere Bahn versperrte. Auf der Wagenreise von Prag nach Wien machte ich eine von jenen Sottisen, die ich mir in meinen Leben am wenigsten verziehen habe. Die beiden Damen waren eine alte ungrische Matrone und ein junges Mädchen; meiner Erinnerung nach waren beide von Stande. Aus Sparsamkeit brachte ich eine Nacht im Wagen zu, und das junge Mädchen war von der Parthie. Das Abreden der alten Matrone half nichts, man blieb beim Entschluß bei mir im Wagen bleiben zu wollen. Was ich mir davon denken soll, weiß ich selbst nicht; man kam mir auf keine Art entgegen; und ich hielte mich in den Schranken, welche mir meine strengen Grundsätze anwiesen; fast sollte ich glauben dieser Entschluß müsse auf Seiten dieses Mädchens auch nur so wie auf der meinigen eine ganz absichtslose Sottise gewesen sein. Allein war nicht des Mädchens Ruf in den Augen der Matrone und des männlichen Reisegefährten gebrandtmarkt! War ich nicht schuld daran, daß ich so etwas nicht auf jede Art hin-

tertrieb! Legte ich mir nicht selbst die gefährlichsten Fallstricke! Welchem Urtheil setzte ich mich bei meinen beiden andern Reisegefährten aus! und doch — so sehr trügt oft der Schein, so falsch ist unser Urtheil selbst bei überwiegenden Wahrscheinlichkeiten — und doch blieb es im ganzen Sinn des Worts bei der Gefahr. Dieser Fall ist zugleich ein großer Beweiß, wie sehr auch uns Männer vollständige jungfräuliche Unschuld unserer Seits in Gefahren zu schützen im Stande ist! In Wien hörte ich den berühmten von Haen, den noch lebenden allbekannten Jaquin, (letztern über Kräuterkunde und Chemie). Ich besuchte Haens Klinikum, weil dieses mir aber nicht genug Gelegenheit Kranke in Menge zu beobachten darboth; so frequentirte ich, nachdem ich das Gute und Nachtheilige seiner Methode so ziemlich kennen gelernt hatte, (unter Quarin (dem jetzigen kaiserlichen Leibarzte) das Spital der barmherzigen Brüder und unter dem berühmten Collin das damalige große Spital, das Bekenhaus genannt. Hier konnte ich in anderthalbjahren mit den physischen Leiden der Menschheit, besonders in Hinsicht auf hitzige Krankheit genauer be-

kannt werden, als es in einer zehenjährigen ausgebreiteten Praxis nicht leicht der Fall sein dürfte. Nebenbei legte ich mich denn auch auf das Accouchement und das Einimpfen der Blattern. Als Liebhaber der Physik hörte ich auch das trefliche Experimentalkollegium des Pater Franz, wobei mit einem kaiserlichem Aufwande alle auch noch so kostspieligen Versuche öffentlich angestellt wurden. Der berühmte Quarin trug uns schon damals am Krankenbette die große neue Lehre vor, daß man die Fieber nicht so sehr nach ihrem eigenthümlichen Namen als nach ihrem Charakter heilen müsse; also ist das Fieber in den Blattern z. B. faulichter Art (in wie fern es nämlich Faulfieber geben kann) so habe man stärkend und antiseptisch, ist es entzündlicher Art, so habe man antiphlogistisch zu Werke zu gehen. Collin beschäftigte sich gerade zu jener Zeit mit den schönen Versuchen über die Arnika, in deren Beschreibung er sich auch auf mein Zeugniß bezieht; ich muß gestehen, daß ich ihm viel zu verdanken habe. Freilich gieng es mir auch in den ersten Jahren meiner Praxis, wie es den meisten jungen Aerzten zu gehen pflegt; man glaubt den Fall für ein großes

Lieblingsmittel öfter vor Augen zu sehen als er einzutreten gewohnt ist. Indeß lag die Schuld davon, wenn ich zu eifriger Verehrer der Collinschen Erfindung wurde, nicht auf Seiten jenes berühmten Mannes. Mehrere Erfahrung wieß mir dann bald die bestimmteren Schranken an.

Damals waren die mediciniſchpraktiſchen Anstalten zu Wien ohne Widerrede die ersten in Europa; daher gab es auch junge Aerzte aus allen Nationen, welche sie sich zu Nutzen zu machen suchten. Der berühmte Engländer Millman legte schon in eben diesem Zeitraume den Grund zu seinen Erfahrungen über die Wassersucht. Die theoretischen Collegia waren, wenn ich von der Pathologie, welche von Haen vortrug, hinwegsehe, den praktischen Anstalten nicht gleich. Chemie und Botanik hatten indeß an dem ältern Jaquin einen Mann, der unter seinen Zuhörern täglich Gelehrte vom ersten Range z. B. einen Ingenhouß aufweisen konnte. Bei meinem Abgehen aus Wien brachte ich denn

doch noch einige Lücken wieder mit nach Hause, in den Phisikatswissenschaften hatte ich nichts, in den chronischen Krankheiten zu wenig gethan. Die Kräuterkunde mußte ich der Spitäler wegen vernachläßigen. Noch muß ich von der damaligen Lage der Sachen in Hinsicht auf die medicinische Facultät bemerken, daß wirklich zu wenig Collegia gelesen wurden; man begnügte sich nur über die Hauptfächer Vorlesungen zu halten. Jetzt begeht man auf manchen Universitäten gerade den entgegengesetzten Fehler; man liest über einzelne Gattungen von Krankheiten. Recht gut! so etwas kann con amore geschehen: allein ist es denn auch möglich einen jungen Mann in etwa drei Jahren bis ins einzelne Feine hinein zu führen! Geschieht dies nicht immer auf Kosten des so nothwendigen Ganzen? Dieses ist denn doch Hauptsache. Wer im allgemeinen eine gute Theorie hat, wird im einzelnen mit Hülfe eines guten Schriftstellers sich zurecht finden, wem aber jene fehlt, kann hie und da stark sein; allein er wird desto öfter in Verlegenheiten kommen, wo er verlohren ist. Blieben unsre jungen Leute sechs bis sieben Jahr auf Universitäten, ei dann verhielten sich die Sachen

ganz anders. Wie sie jetzt stehen, scheint mir diese Maßregel mehr schädlich als gut zu sein. Denn es muß hier in den öffentlichen Vorträgen nothwendig auf eine gewisse Symmetrie Rücksicht genommen werden.

Die schönen Wissenschaften, so wie auch meinen Geschmack in Hinsicht auf Künste war ich während meines Aufenthalts in der Kaiserstadt bemüht, so sehr zu kultiviren als es mir die Zeit erlaubte. Auch übte ich meinen Stil in prosaischen und poetischen Kleinigkeiten. Einem der ersteren gab ich die Vollendung, deren ich damals fähig war, und — er ward gedruckt. Der Titel ist: Wer ist der glücklichste? Kenntniß der neuen Litteratur fehlte mir ganz, weil ich nirgends Gelegenheit gehabt hatte gelehrte Zeitungen zu lesen. Ja, es ist unglaublich, ich war außer der allgemeinen deutschen Bibliothek nicht einmal mit der Existenz unserer kritischen Blätter bekannt. Wie viel leichter hat man es doch dem fleißigen Jüngling seitdem allenthalben gemacht! Selbst die Nachläßigen lesen hie und da Anzeigen und geben sich dadurch einen

Anstrich, welcher ihre Blöße oft mit einem blendenden Firniß übertüncht. Nichts deckt den gelehrten Stümper so sehr als ein bischen Litteratur. Daher ist es in unsern Tagen, weil diese so sehr und auf Kosten der Sache selbst kultivirt wird, um desto schwerer einen jungen Mann zu beurtheilen. Man weiß freilich so viel als nichts, wenn man blos sagen kann, dieser und jener hat neuerlich über diesen Gegenstand geschrieben, und das Wichtigste — ob man das Werk, wovon die Rede ist, gelesen, studirt hat — in Petto behalten muß. Indeß wer kann bei einer Unterhaltung so leicht ins Detail gehen! Der Laie wird aber fast alle Mal ohne alle Rettung geblendet, wenn der junge Mann mit etwas Dreistigkeit zu Werke geht. Olim non sic! Die gelehrten Zeitungen blieben nur in den Händen der Gelehrten von Profession, nur etwa die Lieblinge der Professoren hatten Gelegenheit sich in denselben umzusehen. Meine Unbekanntschaft mit ihnen war schuld, daß ich manche berühmte Männer an Orten, wo ich mich aufhielt, nicht einmal dem Namen nach kannte. In Wien machte ich jedennoch die Bekanntschaft mit Hell, Denis, Masta-

lier, Mako, Storchenau. Als Jesuiten hatte ich in Breslau eben bei den Jesuiten diese berühmten Namen schon kennen gelernt.

Von Haus aus verlangte ich sehr wenig Unterstützung während meines Aufenthalts zu Wien; ich prakticirte etwas und hielt genaue Haushaltung, so brachte ich mich unter Begünstigung von einigen Anverwandten, die mir etwa Logis u. d. ertheilten, recht anständig durch.

Einen der glücklichsten Zeiträume meines Lebens verschafte mir Wien durch einen besondern Zufall. Ich hatte noch nie die Blattern gehabt, wollte auch gern die Störkische Inoculationsmethode genau kennen lernen; daher entschloß ich mich um so mehr, mir die Pocken einimpfen zu lassen, weil ich sonst als Arzt immer befürchten mußte von dieser mörderischen Krankheit, für deren Ausrottung der gelehrte Doktor Junker sich jetzt so rühmlich verwendet, einst mehr oder weniger gemißhandelt zu werden. Die große Maria Theresia ließ alle Jahre auf ihrem Lustschlosse Hetzendorf auf kaiserliche Kosten viele vornehme Kinder, meist

aus der Provinz, inoculiren. Ich kam bei Ihre Majestät schriftlich ein, jenen beigesellt zu werden, und mein Gesuch wurde mir von dieser gnädigen Fürstin bewilliget. Alle übrigen Impflinge waren Kinder; ich sah daher in dieser Gesellschaft dem Erzieher gleich, der sich unter seinen Eleven befindet. Wir wurden im ganzen Sinn des Wortes kaiserlich verpflegt, der Freiherr von Stórk war der Impfarzt, die kaiserliche Kammerzahlmeisterin F. v. Meyer (eine der edelsten Frauen die ich je gekannt habe, und ganz der Gnade Marien Theresiens werth) hatte die Aufsicht aufs Ganze. Alles dies hätte übrigens mich noch nicht zum überglücklichen Menschen machen können, wenn sich nicht gerade damals in Hetzendorf eine Elite von Wiener Schönen aufgehalten hätte. Es war unausbleiblich, daß hier nicht Herzensangelegenheiten hätten statt finden sollen. Meine Einimpfung blieb vergebens; es wurde die Operation wiederholt und der Erfolg war derselbe. Mithin stand mir nichts im Wege mir es recht wohl gehen zu lassen. Es gehörte damals in Wien zum bon ton die Blatterpatienten in Hetzendorf zu besuchen. Der Zweck der

Unternehmung war dieser guten Sache auf Seiten des Publikums Eingang zu verschaffen; die Höflinge rechneten sich es also zum Dienst an ihre Theilnahme wenigstens durch Landpartien nach Hetzendorf zu Tage zu legen. Je weniger ich bisher in so brillanten Cirkeln gewesen war, desto mehr fand ich meine Rechnung dabei. Die große Kaiserin selbst besuchte uns und ich hatte dann dort zum ersten Mal die Gnade mit Ihro Majestät zu sprechen. Zum zweiten Male war dieß der Fall in Schönbrunn. Dort bedankte sich die kleine Gesellschaft und ward nicht nur mit Erfrischungen bewirthet, sondern auch mit Spielereien beschenkt. Für mich lag eine goldene Uhr da, allein indem Ihro Majestät mehrere Fragen an mich thaten, ward es vergessen sie mir zu geben; den folgenden Tag erhielt ich statt derselben, von dem K. K. Kammerzahlmeister zwanzig Dukaten. Diese kamen mir zwar sehr gelegen, allein heute würde ich vierzig Dukaten drum geben, wenn ich von dieser edlen Fürsten ein Andenken aufweisen könnte.

Die Methode, welche hiebei beobachtet wurde, war die Gattische; das viele Herum-

gehen in Luft und Wetter wurde aber noch höher als bei Gatti getrieben. Anstatt daß daher das Fieber durch Abkühlung in der Luft gemäßiget werden sollte, würde ihm vielmehr durch die allzu viele Bewegung nach meinem Urtheile Vorschub geleistet. Der Blatterausbruch war mithin gar nicht gering — Bei einem Kinde eines Freiherrn traten Wurmzufälle hinzu, und es starb aller Bemühungen des großen Störk ungeachtet.

Hier war es seit langer Zeit zum ersten Mal, daß mein Herz die Unruhen einer zärtlichen Empfindung fühlte; wo Begünstigungen mich glücklich, Nachsetzung mich höchst unruhig machten. Weil ich jedoch nicht sah, daß sich bei meiner damaligen Lage Aussichten zu einer vortheilhaften Parthie eröfneten: so both ich alles auf, dem Fortschritt meiner Leidenschaft Schranken zu setzen.

Einen komischen Auftritt, der mir in Hetzendorf begegnete, und welchen die Kammerzahlmeisterin von Mayer wichtig genug hielt der Kaiserin selbst zur Erschütter-

ung des Zwerchfells zu erzählen, darf ich dann doch auch hier um so weniger übergehen, da er meinen Namen in Wien noch mehr als die Inoculation selbst bekannt machte. Es stand in Hetzendorf eine Wache, von der Kavallerie, mit einem Officier. Dieser schlug mir vor, mich in Uniform zu setzen, und mich dann der ganzen von Mayerschen Damengesellschaft als einen Officier von seinem Regimente von ihm präsentiren zu lassen. Dies wurde sogleich angenommen, die Jugend sieht sich gern in Uniform, der Officier gab alles her, ich gieng mit ihm über die Straße, und im Mayerschen Hause war erstlich der Verwunderung und nachher des Lachens, theils auch des Beifallzuwinkens kein Ende. Endlich kommt jemand auf den lustigen Einfall zu versuchen, ob man auf meine Kosten der Gesellschaft eine Fete geben könne? Alles wurde nun in Bewegung gesetzt, alles ins Interesse gezogen und nichts unterlassen, was einer an sich unwahrscheinlichen Sache einen gewissen Anschein von Probabilität zu ertheilen im Stande war.

Das bisher so artig gewesene Betragen des Officiers gegen mich änderte sich auf ein-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

mal. Der Grund war mir unbekannt. Endlich raunte mir eine Dame ins Ohr; Legen Sie die Uniform ab — eine zweite mit einem Achselzucken: Sie haben sich nicht gut addressirt, der Officier ist ein falscher Mensch; eine dritte. Armer Kausch, wie konnten Sie sich so weit einlassen? Sie wissen es doch, daß man im Preußischen jeden zum Soldaten macht, der nur einen Uniformshut auf den Kopf setzt, und Sie ziehen sogar die ganze Officier-Uniform an — legen Sie sie bald ab. u. s. f. Endlich stürzte eine vierte Dame, die Hände ringend herbei und rief: Der Lieutenant ist ein abscheulicher Mensch, er läßt sich nicht abbringen, er meldet den Doktor schon als angeworben. Ich lachte Anfangs laut über diesen Vorfall, sagte daß es Märchen wären, wenn man in Beziehung auf Inländer von preußischer Seite etwas ähnliches erzähle; zum gemeinen Mann würde man mich nicht machen, und zur Officiercarriere fehle es nicht an tauchlicheren Menschen. Mit einem

Worte, ich sah die Sache für das an, was sie war, für Scherz und die Gesellschaft war betroffen, da sie bemerkte, daß ihre schöne Hofnung mir so etwas aus dem sehr irrigen Grunde glaubwürdig zu machen, weil ich dergleichen Vorfälle alle Tage in Schlesien unter Preußens militärischem Scepter gesehen haben würde, ihr ganz fehlschlug. Desto mehr häufte man andere Wahrscheinlichkeiten, Schreck und Unwillen mahlte sich auf jedem Gesicht, eine Ordonanz ritt mit einem Billet in meiner Gegenwart ab; ich legte meine Uniform endlich ab; verwahrte sie in meinem Zimmer; der Lieutenant schien mich desto mehr stillschweigend zu beobachten, je weniger er sprach. Die Damen stießen Lamento's aus und versicherten, aller meiner Gegenvorstellungen ungeachtet, ich wäre in einer mißlichen Lage. Endlich fieng ich auch wohl beim Mangel meiner Weltkenntniß und als Ausländer an, wenigstens etwas unruhig zu werden. Man ließ mich zu Nacht nicht in meinem Zimmer auf dem Schloß schlafen, sondern ich mußte mich entschließen in dem Meyerschen Hause die Nacht zuzubringen. Dies geschah unter dem Vorwande, damit der Lieutenant,

wenn die Ordonanz von Wien zurückkäme, in der Nacht nichts vorzunehmen im Stande sei.

Je mehr ich des Abends über den Hergang der Sache, welche man mit so viel Anstrengung, ja mit jedem Aufwande von zweckdienlichen Mitteln zu bewahrscheinlichen gesucht hatte, wankend zu werden, und wenigstens unangenehme, wenn auch nicht unglückliche Folgen von diesem Ereigniß zu befürchten anfieng: desto entschiedener war ich bei nachmaliger Prüfung den folgenden Morgen. Ich erklärte feierlich in der zahlreichen Gesellschaft, daß ich bereits an den Commandeur der Cavallerie, Fürsten von Lichtenstein, geschrieben hätte; und zwar hätte ich ihm nicht nur den Vorgang der ganzen Sache erzählt, sondern ich würde auch zu seinen Händen die Uniform des Officirs, welche sich noch in meinem Zimmer befände, überschicken. Da man sich überzeugen mußte, daß ich dazu unbedingt entschlossen war; da ich meiner Seits die Anstalten zur Ausführung auf der Stelle traf, so schob ich mit einem einzigen Stoße das Loos der Verlegenheit von meiner Seite auf die Seite meiner Gegner hin. Zuerst er-

schöpfte man alles, diese Maßregel mir als zweckwidrig darzustellen; da dies aber vergebens ablief: erklärte man endlich die Sache selbst zum bloßen Scherz. Ja man fügte hinzu, ich wüßte ohnehin, wie sehr ich in diesem Zirkel geschätzt würde, ich könne daher sicher glauben, man hätte diese ganze Scene nur darum mit so viel Aufwand aufgeführt um Ihro Maj. der Kaiserin einen unterhaltenden Vorfall von der Inoculation erzählen zu können.

Allein ich machte nun meiner Seits den Beleidigten, ja fast den Unerbittlichen; ich packte ein; bestellte Bothen, und allerdings wäre der Herr Lieutenant nicht recht gut aus der Affaire gekommen, wenn ich dieses Vorhaben durchgesetzt hätte. Indeß hätte ich auch einen noch so festen Vorsatz gehabt, so wär es meiner Seits doch wohl vergebens gewesen, den dringenden Bitten der schönen Freiin von C. welche damals, wenn nicht die schönste, doch die regelmäßigste weibliche Figur unter der aufblühenden Welt in Wiens Mauern war, nicht nachzugeben. Der Preis ihrer Freundschaft wurde auf das Beruhenlassen dieses

Vorgangs gesetzt. Ha, konnte der gefühlvolle Jüngling wohl einem höheren Preise für sein Opfer, wär'es auch noch viel tragischer gewesen, entgegen sehen! Allein wie schön, wie rührend, wie romanhaft, wie nicht zum Wiedererkennen embellirt, lief diese Geschichte binnen wenig Tagen in den eleganten Zirkeln der Kaiserstadt herum! In Wien erzählte man sie mir nach diesem kurzen Zeitraume unter hundert Gestalten wieder; es war als hätte man die Hauptsache zum Thema gemacht und Variationen drüber komponirt. Bäche von Thränen, Vorschläge zu Fluchten, rührende Verzweifelungen wechselten so mannichfaltig ab, daß es wirklich der Mühe zu lohnen schien, den Mann dieser Leiden näher kennen zu lernen. Dieser Vorfall erweiterte mir nicht nur in der That in der großen Kaiserstadt im hohen Grade den Kreis meiner Bekanntschaft, sondern er wurde mir selbst Veranlassung, mich für den eleganteren, selbst höheren Zirkel der Welt etwas auszubilden.

Dort war es denn schon, wo ich die ersten Spuren zu meiner von mir erst vor ein Paar Jahren in Jakobs philosophischen Annalen ausgeführten Behauptung, daß sich vollendete Schönheit und hohe Geniekraft nie im menschlichen Wesen mit einander paaren können, aufgefunden zu haben glaubte. In diesem Augenblicke komme ich zwar hier in Leipzig von einem sonst auswärtig lebenden Weibe, deren seltene Bildung, erhöht durch die erste Grazie, mich beinah etwas wankend hätte machen können, wenn ich dem Rufe ihrer Talente, den ich freilich bei einer so flüchtigen Bekanntschaft nicht ohne Frevel bekunden würde, im ganzen Umfange Glauben beimessen darf.

Die verlaufenen Rundungen, welche die Grundlage der Schönheitslinie ausmachen, scheinen sich nicht mit dem Blitz der Geniekraft zu vertragen der in der Länge der Zeit einschneidendere, stärker markirte Züge als jene Rundungen zulassen, bilden muß. Daher denn der Ausdruck des Spirituellen seine besondern Eigenheiten erhält, welche man fast in jeder Venus, sie sei von

Titian oder Correggio, ja die man selbst in der mediceischen Schönheit so wie in jedem Apoll vermißt.

Ich hätte sehr gern Wien zu meinem beständigen Aufenthalte gewählt, allein meine sonderbare Blödigkeit, so bald es auf einen Schritt in dieser Sache ankam, und der Mangel an Savoir faire war Schuld, daß ich dieses Wunsches nicht froh werden konnte. Es gab Schwierigkeiten, allein sie wären leicht zu überwinden gewesen, wenn ich anders mehr Unternehmungsgeist und Weltkenntniß gehabt hätte. Eh' ich die lebhafte Kaiserstadt verließ, unternahm ich eine kleine Reise nach Ungarn. Edenburg und Esterhaz waren die beiden Säulen des Herkules, wobei ich wieder umkehrte. Die allbekannten Schönheiten, des letzteren Ortes, noch mehr aber der Gedanke, einst meinen Landsleuten sagen zu können, ich wäre auch in Ungarn gewesen, bewog mich zu diesem Unternehmen.

In den letzten Monaten des Jahres 1774 trat ich meine Rückreise nach Schlesien

über Mähren an. Da ich nichts merkwürdiges von derselben zu erzählen weiß, so will ich mir hier eine Digression wozu sie mir die Veranlassung dargeboten hat, nicht versagen. Zufälliger Weise kam ich bei dieser Gelegenheit mit einigen Männern von Kopf zusammen, wir kamen auf den Einfall, daß einer nach dem andern über irgend ein gegebenes Thema aus dem Stegreif reden sollte. Dem einen wurde der Unterschied zwischen dem Genie und dem Schwachkopf zu behandeln aufgetragen. Er entledigte sich mit einem Pathos dieses Auftrages, welches mir diesen Vortrag nachher sehr oft ins Gedächtniß zurückrufte. Seitdem dachte ich dieser Sache von Zeit zu Zeit nach und daher äußerte ich nicht selten den Wunsch, sich einmal in der Lage des Genies und dann auch wieder des Schwachkopfs zu befinden, um empirische Bemerkungen über diesen Unterschied anstellen zu können. Dieser Wunsch konnte mich oft recht lebhaft beschäftigen. Nachdem ich nun Jahrelang über dieses Thema nachgedacht, fand ich zuletzt, daß mir die Erfüllung dieses Wunsches näher lag als ich bisher geglaubt hatte. Ich überzeugte mich endlich bei einer genauen Aufmerksam-

keit auf alles das, was in meiner Seele nach der Verschiedenheit ihrer Lagen vorgieng, daß ich in gewissen Augenblicken der Laune, der Erschöpfung, der Unpäßlichkeit der entschiedenste Schwachkopf war. Eben so fand ich, daß ich mich in jenen Zeiträumen, wo Heiterkeit, Wein, angenehme Begebenheiten meiner Denkkraft Vorschub leisteten, weit über meine sonstige Mittelmäßigkeit erhob; ich wurde bewundert gleich einem Genie, und Männer von großer Ueberlegenheit an Geisteskräften waren dann sehr oft genöthiget, mir das Feld zu räumen. Es ist kein Mensch in der Welt, der nicht bei gesundem Menschenverstande diese Erfahrung, sofern er seinem Seelenvermögen die erforderliche Aufmerksamkeit widmen will, mehr oder weniger machen kann. Folglich können wir insgesammt des Wunsches sehr leicht froh werden, den Unterschied von dem die Rede ist, nicht nur kennen zu lernen, sondern selbst zu fühlen.

Nachdem ich nun so manche empirische Wahrnehmungen in dieser Hinsicht angestellt

hatte, so bothen sich mir folgende Resultate dar. Die eigentliche Urtheilskraft ist in allen Menschen von gesundem Menschenverstande gleich. Davon kann man sich leicht überzeugen; man mag sie nach Kanten als das Vermögen, welches das Besondere unter dem Allgemeinen als enthalten denkt, sich verstellen oder man mag auch dem älteren Begriffe der Anerkennung der Gleichheit oder Ungleichheit zweier Ideen noch Platz geben. Im ersten Falle ist es einleuchtend, daß die Subsumtion z. B. der Hutfarbe unter schwarz eine nothwendige Handlung ist, deren Bedingung einzig und allein auf dem Vorhandensein des Besondern und Allgemeinen, wovon hier die Rede ist, beruht. Weder der Einfluß des Willens noch eine größere oder kleinere Energie des Denkvermögens kann diese Subsumption befördern oder hemmen. Eben so verhält es sich im zweiten Falle mit der Anerkennung der Gleichheit oder Ungleichheit der Wahrnehmung, welche die Hutfarbe darbeut, — mit dem Abstrako — Schwarz. Diese Anerkennung bejahender oder verneinender Art kann im Genie nicht anders als im elendesten Schwachkopf statt finden. Das Urtheil ist

eine nothwendige Handlung, wenn einmal die Prämissen (die Vordersätze) klar daliegen; denn es ist dann unmöglich, schwarz nicht schwarz zu finden. Der Unterschied liegt also auf den Prämissen. Im angeführten Falle z. B. kommt es darauf an, ob mich meine Sinne trügen, ob ich weiß was man schwarz nennt. Diesem zufolge hängt es allemal davon ab, daß der Schwachkopf die Vordersätze nicht klar vor seinem Geistesauge liegen hat; wenn er in irgend etwas, welches auch allen andern noch so sehr einleuchtet, sich nicht finden kann. Denn lägen sie ihm hell und klar da, so würde er gleich dem Genie sein bejahendes oder verneinendes Urtheil auf der Stelle fällen müssen. Wem jeder Gegenstand daher sich nur unter sehr wenigen Beziehungen darbietet, der ist schwach am Kopf; denn wegen dieses Mangels kann sich seine Seele sehr oft gar nicht bestimmen, und sehr oft bestimmt sie sich falsch. Aus Mangel mehrer, zu den Vordersätzen erforderlichen Ideen stellen sich die Prämissen ihm nicht in der nöthigen Klarheit auf. Man sagt mit Recht, der Schwachkopf ist kurzsichtig, er sieht allerdings nicht weit, seine Seelenspähre ist klein; er kann

also über viel weniger Dinge richtig urtheilen als das tiefscheinende, fern in die Vorzeit und Zukunft sehende Genie. Das Urtheil würde bei beiden gleich richtig sein, wenn die Gesichtsspähre bei beiden eben dieselbe wäre. So wie das körperliche Auge schwarz nicht anders als schwarz erkennen muß, wenn es nicht ganz die Sehekraft verlohren hat, und der Gegenstand in seinem Gesichtskreise liegt; eben so muß das Geistesauge auch allemal richtig urtheilen, wenn noch gesunder Menschenverstand statt findet, und der Gegenstand vor ihm zu Tage liegt. Daher ist das Wesen des Genies gar nicht auf Seiten der Urtheilskraft zu suchen. Allein das gedachte Zutageliegen — worinn besteht das? Nach dem Obigen besteht es darinn, daß wir den Gegenstand nach den möglichst vielen Beziehungen kennen. Wem er sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, nach allen Seiten (Beziehungen) darstellt, der ist Genie, er urtheilt schnell und richtig; er trift den rechten Gesichtspunkt, er weiß allenthalben, wie man zu sagen pflegt, Rath zu finden. Ist aber seine Urtheilskraft darum besser als jene des Schwachkopfs? — nein! auch

diesem muß schwarz schwarz sein: allein jenem sind die Gegenstände klärer, er erkennt fast jeden Punkt derselben; daß heißt jede Seite, jede Beziehung ist ihm bekannt, er hat mehr, er hat richtigere Prämissien — sein Urtheil muß daher richtiger und schneller ausfallen; da jener hingegen aus Mangel der Bekanntschaft mit allen Seiten, Punkten, Beziehungen des Gegenstandes weit hinter ihm zurück bleibt. Man gebe nur auf sich Acht, wenn man übler Laune, wenn man erschöpft oder kränklich ist; dann sieht man nicht eine Spanne breit vor sich hin; das was uns fast zunächst liegt, wird man kaum gewahr; jeder Gegenstand erscheint gleichsam in einem düstern Lichte. Das heißt, alles stellt sich uns da unter den wenigst möglichen Beziehungen dar, die meisten Seiten der Objekte bleiben uns unbekannt — Daher ist alsdann unser Urtheil ganz einseitig. Nicht, daß die Anerkennung, daß schwarz schwarz ist, anders erfolgte, nicht daß das Urtheilsvermögen geschwächt wäre, nein! sondern weil der Gegenstand aus dem Mangel der Beziehungen, der vielen Seiten, unter welchen er sich sonst uns aufstellt,

gleichsam in einen Flor gehüllt vor den Augen unseres Geistes erscheint.

Wie ganz anders stehen die Sachen, wenn eine Bouteille unsere Lebensgeister in raschere Bewegung setzt, wenn eine ungewöhnliche Heiterkeit, wenn eine fröhliche Nachricht unsern Geist exaltirt: dann sind uns alle Gegenstände klar, sie liegen gleichsam entblößt vor unsern Augen, sie zeigen sich uns nach allen Seiten und Beziehungen. Unsere Urtheilskraft ist nicht richtiger in der Anerkennung, daß schwarz schwarz ist: allein weil wir besser, weiter, tiefer sehen, darum ist unser Urtheil nicht zögerhaft, nicht einseitig, sondern schnell, zuverläßig und begründet. Wir wissen allenthalben Rath, denn der Gegenstand zeigt sich uns in jeder Beziehung; folglich auch in dem Verhältniß zur Hülfe.

Man behauptet, die Aufmerksamkeit sei beim Genie umfassender, beim Schwachkopf eingeschränkter; jenes könne mithin auf ein-

mal Ideen zu Hunderten, dieser kaum drei bis vier zugleich übersehen. Und daher soll es kommen, daß das Genie nicht nur richtig und schnell urtheile, sondern auch daß ihm so viel neue Gedanken, Ansichten, Wendungen zu Gebot stehen. Auf diese Art, (sind viele der Meinung,) könne man genugthuend erklären: wie eines Theils der Mann von Genie von jenen Beziehungen, die ihm entgegen strahlen, Gebrauch zu machen vermögend ist — wie es andern Theils dem Schwachkopf unmöglich ist, aus eben diesen Beziehungen einen ähnlichen Nutzen zu ziehen. In beiden Fällen kommt es übrigens selbst zufolge der Erklärung durch die Aufmerksamkeit nicht auf die Stärke der Urtheilskraft an. Allein ich finde auch hier selbst noch in Beziehung auf die Aufmerksamkeit große Schwierigkeiten. Der Mann von Genie verhält sich zum Schwachkopf, wie der Mann vom Metier zum Laien. Jener sieht z. B. beim Anblick eines Kranken, eines status caussae sogleich die ganze Lage der Sache ein; der Laie findet sich in nichts zurecht; beide haben eben dasselbe Objekt vor sich, allein jenen springen alle die Beziehungen vermöge seiner

Vorerkenntnisse und Uebung schnell und richtig von selbst entgegen. Dieser hingegen sieht zwar auf denselben Fleck hin; aber jene Beziehungen, welche die Vordersätze zum Urtheil ausmachen sollen, bleiben vor seinem Geistesauge verborgen; er urtheilt mithin entweder falsch oder gar nicht. Die Aufmerksamkeit scheint es hier nicht zu sein, woraus sich dieser Unterschied erklären läßt. Hier ist auf Seiten des Kennersein coup d'oeil genug, aus dem physischen Eindrucke sogleich alle Beziehungen aufzufassen, und nun scheint er in dieser Hinsicht gegen den Laien ein vollkommnes Genie zu sein, welches sich durch Schnelligkeit, Richtigkeit und Allseitigkeit auszeichnet. Die Aufmerksamkeit des Laien kann intensive und extensive größer sein, als die Aufmerksamkeit des Sachkundigen; er muß hier doch nach allen Genieanzeigen jenem weit nachstehen. Die Analogie zwischen dem Genie und dem Mann von Metier (jener dem Schwachkopf, dieser dem Laien gegenüber gestellt) ist so groß, daß sich gar nicht daran zweifeln läßt, man müsse hier einen Aufschluß zu unserem Phänomen finden. Da der Mann von Metier gegen den Laien offenbar eine Art von Fach-

genie ist: so müssen wir ihm es abfragen können; wenn er anders uns antworten will, was für ein Unterschied zwischen dem allgemeinen, wirklichen Genie und dem Schwachkopf zum Grunde liegt. Ich frage also nochmals: Warum findet beim Mann vom Metier, wenn er auch an Talenten weit hinter dem Laien zurücksteht, jene geniemäßige Schnelligkeit, Allseitigkeit, Richtigkeit statt? Das größere Umfassen seiner Aufmerksamkeit ist es doch gewiß nicht, welches ihm, bei vielleicht mittelmäßigen Talenten, diese Ueberlegenheit, diesen Vorsprung giebt. Was ist es also? Die Sache verhält sich nach meinem Urtheil folgendermaßen. Der Mann von Metier besitzt in seinem Fache eine Menge von Begriffen, an welche sich die Beziehungen, welche der Gegenstand darbietet, anreihen lassen. An die Begriffe, welche sich im Kopfe des Arztes über die Zeichen der Wurmkrankheiten etablirt haben, reihet sich gleichsam von selbst der große Augenstern, welchen er in einem Kranken erblickt; der Laie bemerkt ihn nicht einmal. In der Sprache der Philosophen sagt man, die Wahrnehmung des großen Augensterns subsumirt sich unter jenen Begriff. Derglei-

chen Anreihungen, dergleichen Subsumtionsfälle treten beim Sachkundigen im ersten Nu in Menge ein; beim Laien können sie nicht statt finden, weil jene Begriffe, woran die Beziehungen, die der Gegenstand darbietet, zu reihen wären, nicht vorhanden sind. Die Ursache, warum das Fachgenie so viel Beziehungen, welche dem Laien entgehen, im Augenblick auffaßt, liegt also nicht auf Seiten der Aufmerksamkeit. Die Energie seiner Aufmerksamkeit mag noch so mäßig sein, so thut es dasselbe doch meist dem Laien zuvor; wenn dieser auch gerade in dieser Rücksicht zu glänzen im Stande wäre. Das augenblickliche Umfassen vieler Beziehungen kann daher nicht auf der Kraft der Aufmerksamkeit, viele Merkmale zugleich zu überblicken, beruhen. Wahrlich die letztere ist es nicht, wodurch sich das Uebergewicht erklärt, wovon hier die Rede ist! Schon der Umstand, daß jedes Fachgenie, so wie fast auch jedes Universalgenie, ganz andere Beziehungen zu erblicken pflegt, spricht für meine Behauptung. Der Buchhändler sieht z. B. ein neues Buch in merkantilischer Hinsicht an; der Gelehrte berachtet es nach den Berechnungen, die sich ihm in Beziehung auf

den Gewinn der Wissenschaften darbieten. Jener reihet neue Beziehungen an die Begriffe von kurrenter Waare, Konkurrenz u. d.; dieser subsumirt unter die Begriffe seines Faches mancherlei Wahrscheinlichkeiten, die ihm das Thema oder der Verfasser gleich auf den ersten Anblick an die Hand geben. Wer keine solche Begriffe hat, sei er auch ein Genie der ersten Größe, reihet, subsumiret gewiß weit weniger. Die größere Energie auf Seiten der Aufmerksamkeit ist es folglich nicht, welche jene Schnelligkeit, Vielseitigkeit und Richtigkeit bewirkt, sondern die Menge der präexistirenden (vorher daseienden) Begriffe macht es, daß hier jene Vorzüge statt finden. Freilich schlummern bei schlummernder Aufmerksamkeit auch jene Begriffe und dann fallen auch die Beziehungen hinweg; daraus geht aber nur die Bestätigung des Satzes hervor, daß die Einwirkung jedes Seelenvermögens erfordert wird, die Subsumtion möglich zu machen.

Lasset uns nun den Weg der Analogie verlassen; lasset uns unter der Benutzung der Bemerkungen, die wir auf diesem Pfade gemacht haben, das Genie einmal dem Schwachkopf

in einem Fache, wo beide Laien sind, gegenüberstellen! Der letztere hat nichts anzureihen nichts zu subsumiren; der Gegenstand ist für ihn todt, weil er ihn nicht bearbeiten kann. Der erstere findet bei aller Energie seiner Aufmerksamkeit auch nicht viel aufzufassen, denn es fehlt ihm an den erforderlichen Begriffen. Aber er bahnt sich einen eigenen Pfad auf diesem fremden, für ihn unwegsamen Felde; er hat tausend und abermal tausend verwandte Begriffe, an diese versucht er die Beziehungen seines Gegenstandes anzureihen, und nicht selten gelingt es ihm, hier dem mechanischen Fachgenie sogar Fehler auf Seiten seiner präexistirenden Begriffe aufzudecken. Wenn der Mann von Kopf, welcher bisher nur der Schönheit der Weiber huldigte, ein Pferd beurtheilen soll; so werden ihm freilich nicht, gleich dem Bereiter, die Schönheitsmerkmale zuströmen; allein er wird aus Mangel der Begriffe des Bereiters an analoge, an andere allgemeine Begriffe die entdeckten Merkmale zu knüpfen suchen, und es kann ihm wohl gelingen, daß er nüchterner als jener seinen Gegenstand beurtheilt. Dem Schwachkopf fehlt es an jenen analogen, allgemeinen Hülfsmitteln, er

schweigt also, wenn er nicht mit einem qui pro quo seine Geistesarmut zur Schau tragen will. Hier sieht man klar, daß alles auf der größeren oder kleineren Menge allgemeiner Begriffe beruht, worunter die Wahrnehmungen sich subsumiren lassen. Wozu sollte man erst zur größeren oder kleineren Aufmerksamkeit seine Zuflucht nehmen, da sich alles ohne sie hinreichend erklären läßt!

Hätte ich blos Kantianer hier vor mir, so könnte ich mich kürzer fassen; ich brauchte dann nur zu sagen: Die Urtheilskraft, sowohl die bestimmende als die reflektirende, ist in Beziehung auf den Aktus der Subsumtion im Genie und im Schwachkopf gleich; allein die reflektirende Urtheilskraft, welche aus dem Besondern das Allgemeine auffaßt, hat beim Genie als Bildnerin von Begriffen, worunter nachher die bestimmende Urtheilskraft desto mehr das Besondre subsumiren kann, einen entschiedenen Vorzug, und hierauf gründet sich allein seine Ueberlegenheit.

Geht man einen Schritt weiter, so stößt

man auf die Fragen: wie kommt das Genie zu jener Menge von Begriffen, woran es so leicht jede neue Beziehung anknüpfen kann? worauf gründet sich dieser Vorsprung, den es vor dem Schwachkopf hat? Nun stehen wir an der Schwelle des Heiligthums; dennoch aber ist ein Salto mortale noch erforderlich, wenn das Paladium unser werden soll. Ist dies nicht unsere Sache, so müßten wir uns damit begnügen, daß wir hoffentlich diese Bahn, für andere wenigstens etwas wegsamer gemacht haben. — Allein um hier nicht zu sehr auf Abwege zu gerathen, wird es nöthig sein, sich künftig nur noch auf einige Winke statt auf irgend etwas Ausführliches in dieser Streitsache einzulassen.

Die Begriffe, von welchen hier die Rede ist, sind allgemeine Begriffe; denn nur an diese läßt sich in unserm Sinne etwas anreihen, läßt sich etwas subsumiren. Das Genie unterscheidet sich mithin durch eine größere Leichtigkeit sich allgemeine Begriffe zu verschaffen. Reinhold würde diese Leichtigkeit vielleicht mit mehrerem Rechte, Empfänglichkeit nennen. Ist es möglich, daß diese größe-

re Leichtigkeit auf einem andern Grunde als auf der Vorzüglichkeit des Organs beruhe? Mir scheint es nicht. Die Gleichheit der geistigen Ichheiten ist für mich etwas so einleuchtendes, daß ich die letzte Ursache nirgends als im Organ suchen suchen kann. Wer kann sich eine Verschiedenheit unter den reinen Verstandes- oder Vernunftbegriffen denken! Wer kann sich in den logischen Formen der Denkkraft, oder zum Beispiel in dem transcendentalen Begriff der Zweckmäßigkeit der Natur, in wie fern er nach Kanten ein subjektives Gesetz vorschreibt, einen Unterschied vorstellen! Alles dies findet bei einem Columbus wie bei einem vegetirenden Wilden, dessen Stumpfsinn ihn hinter den Orang Outang zu setzen scheint, gewiß in gleichem Grade statt. So wie Dummheit, Wahnsinn meist, wenn nicht immer, auch dann noch organischen Ursprungs ist; wenn bloß von sittlichen Leiden im gesunden Körper (dessen Seelenorgan sie verstimmt haben) der Verstand zerrüttet worden: so beruhen auch alle Verschiedenheiten der Geisteskräfte gewiß zuletzt auf nichts anderm als auf dem Organ. Ohne diesen Faden durch die neuen Theorien, welche ein Platner,

ein Sömmering *) uns aufgestellt haben, durchzuführen, ohne mich weder für den Solidismus noch für das Hirnhölenfluidum in dieser Rücksicht zu erklären, begnüge ich mich, nur noch anzumerken, daß, wenn auch alles das, was sich im Allgemeinen von Empfänglichkeit oder Leichtigkeit sagen läßt, auf die Seele bezogen werden könne, doch das Mehr und Weniger von ursprünglicher Leichtigkeit oder Empfänglichkeit, bei der überwiegenden Wahrscheinlichkeit der Gleichheit der menschlichen Seelen, durchgehens auf Rechnung des Organs zu schreiben sei. Empfänglichkeit ist freilich Sache

*) Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß ein medicinischer Kantianer (Spiring im 6. St. des 18. Bandes von Baldingers beliebtem Magazine für Aerzte so eben nach den Grundsätzen seiner Schule zu behaupten gesucht hat, daß das Gehirn zwar das Organ aber nicht der Sitz der Seele sei. Wenn er aber sagt, der bloße Raum ist eher in mir da als uns die Gegenstände gegeben werden: so wird ihm selbst seine Parthei nicht beitreten. Die Denkform welche in der Anschauung den Raum möglich macht, ist eher da, der Raum aber selbst nicht.

des Geistes und des Körpers, aber das Mehr und Weniger gehört in ursprünglicher Hinsicht dem Körper nur allein zu. Mehr Detail — ei dies möchte aus einer Digression eine Abhandlung machen!

Vierter Abschnitt.

Aufenthalt zu Breslau — zu Trachenberg — zu Militsch.

Gleich nach meiner Zurückkunft von Wien (1774.) bewarb ich mich zu Breslau um Praxis: sie fieng auch an sich theils durch die Bekanntschaften, die mir mein Vater verschafte, theils durch ein gewisses gutes Vorurtheil, auf Seiten jenes Theils des Publikums der mich näher kannte, allmählich recht hübsch einzufinden. Daher kam es denn, daß ich schon 1776 einen Ruf von Seiten des Fürsten von Hatzfeld als Leibarzt nach Trachenberg erhielt. Ich nahm ihn unter der

Bedingung an, daß ich mich im Winter nicht mit dem fürstlichen Hofe nach Breslau begeben durfte. Diese Bedingung machte ich, in der Perspektive mich durch völlige Festsetzung in irgend einer Gegend zum praktischen Arzte desto früher, desto vollständiger ausbilden zu können. Dies ward um so leichter angenommen, da in Breslau der gedachte Fürst mit Aerzten vom ersten Rufe während seines Winteraufenthalts daselbst versehen war. Noch eh' ein Jahr verstrich, ward ich zugleich königlicher Kreisphysikus des Militschtrachenbergschen Kreises. Auf diese Art hatte ich bei einiger Praxis ein so auskömmliches Brodt, daß ich mich 1777 im 25 Jahre ohne Anstand mit der Tochter des Kaufmanns Zerboni von Breslau verheirathen konnte. In den Ton des Hoflebens schickte ich mich ohne Schwierigkeiten, aber mein Ruf als praktischer Arzt wuchs meines Fleißes ungeachtet, nicht eben so schnell mit jedem Jahre als ich mir es versprochen hatte. Ich kann nicht sagen, daß ich als Arzt bedeutende Unglücksfälle gehabt hätte: allein theils war die Lage des Orts nicht zu einer guten praktischen Laufbahn geeignet,

theils traten mir einige ungünstige Umstände, die außerhalb mir lagen, in den Weg.

Mein Fürst, welcher seit beinahe zwanzig Jahren kränkelte, und sich der berühmtesten Aerzte Deutschlands bereits vergebens bedient hatte, war ununterbrochen mein sehr gnädiger Gönner. Sein Zutrauen zu mir war so unbedingt, daß mir von dieser Seite nichts zu wünschen übrig blieb. Allein dieses Glück war von kurzer Dauer; im Jahr 1779 reisete dieser Herr gegen den Herbst nach Breslau und zwar, wie er sich selbst vor seiner Abreise ausdrückte, bei einem weit besseren Befinden als gewöhnlich. Nach einigen Wochen erscholl urplötzlich die traurige Nachricht zu Trachenberg, daß Sne. Durchlaucht eines jähling(en) Todes verblichen wären. Die Fürstin war als Mutter zur Vormünderin des einzigen hinterlassenen fünfjährigen Prinzen bestimmt; als Mitvormund ward der damalige Domherr, Freiherr von Rothkirch, nachheriger Schlesischer Weihbischof, angestellt. Letzterer ließ mir kurz nach dem Ableben Snr. Durchlaucht des Fürsten andeuten, daß mein Posten nun eingehe und mein Ge-

halt aufhöre; indem es seine Pflicht wäre, zum Besten des Prinzen auf jede mögliche Ersparung Rücksicht zu nehmen. Freilich brauchten der gesunde muntre Prinz, die gesunde Fürsten, besonders bei ihrem Vorhaben sich künftig meist zu Breslau aufhalten zu wollen, zu Trachenberg keinen Leibarzt. Dieß war indeß ein fürchterlicher Donnerschlag für einen Mann, der vor vier Jahren in dieser Hinsicht Breslau verlassen und seitdem auf dieses Konto geheirathet hatte. Die Fürstin machte mir zwar verschiedene Versprechungen: allein der Freiherr von Rothkirch versicherte mich geradezu, daß ich darauf in keiner Art zu rechnen hätte; weil er es nie nachgeben würde, daß Ausgaben ohne Noth gemacht würden. Hierauf verlegte ich meinen Aufenthalt von Trachenberg nach Militsch, welches die Kreisstadt des Militschtrachenbergschen Kreises ist. Kaum befand ich mich dort, so starb zu Breslau noch jählinger als ihr Gemahl die gedachte fürstliche Wittwe. Sie litt an Krämpfungen, diese wandelten sie in der Nacht an; da Niemand mit ihr in demselben Zimmer schlief, so wollte sie vermuthlich die im Nebenzimmer liegende Kammerjungfer

durch ein Glöckchen am Bette herbeirufen; hierbei sank ihr der betäubte Kopf zum Bett heraus, sie konnte sich nicht mehr helfen und es rührte sie der Schlag. Früh fand man sie todt in der so eben beschriebenen Lage.

Anstatt daß indeß der Verlust meines Postens als Leibarzt mir nachtheilige Folgen dem Anscheine nach hätte zuziehen sollen, so muß ich ihm vielmehr sowohl meine etwanige jetzige Geübttheit in der Medicinalpraxis als auch meine, nachher ums Doppelte erhöheten Einkünfte verdanken. Ich hielt diesen Vorfall für das größte Unglück, welches mir zustoßen könnte, und es ward ein Hebel, wodurch ich in eine weit bedeutendere Sphäre versetzt wurde. So wenig sind wir im Stande, die Schicksale der Zukunft zu berechnen! Dieß muß uns daher, ja dieß kann uns mit gutem Grunde bei unglücklichen Auftritten trösten; denn wir sind allerdings bei der Unergründbarkeit des Kalküls der Vorsehung selbst dort noch berechtiget, alles Gute und Heilsame zu gewärtigen, wo die schwärzesten, jeden Untergang drohenden, Gewitterwolken uns alle Aussichten verstecken, und jeden unserer Schritte unsicher

zu machen scheinen. Friedrich II. sagt irgendwo mit Recht: Nicht alles Böse, was wir befürchten, trift ein, so wie nicht alles Gute, was wir hoffen, erfolgt. Ja, wer könnte auch außerdem es aushalten, dem Eigensinne menschlicher Schicksale durch Standhaftigkeit Trotz zu bieten! Trachenberg ist nicht der Ort, wo sich ein junger praktischer Arzt ausbilden kann, der Kreis derjenigen, die sich des Rathes eines Arztes zu bedienen pflegen, ist viel zu klein. So lange ihn nicht sein Ruf auswärts in Geschäfte bringt, darf er nicht darauf rechnen dort jene Fertigkeit im medicinischen coup d' oeil zu erlangen, ohne welche er immer ein schülerhafter Stümper bleiben muß; dieser Aufenthalt war mir daher wirklich nicht zuträglich. Militsch both mir dagegen vermöge seines Landadels, vermöge mehrerer in jener Gegend befindlichen gräflichen Häuser und verschiedener adlichen Kapitalisten um so mehr eine größere praktische Laufbahn an, da der dortige Arzt, welcher bereits mein Physikat resignirt hatte, seine Geschäfte vollends aufzugeben entschlossen war. Ueberdem konnte ich auch auf polnische Praxis rechnen; denn dieser Ort liegt nicht nur ganz nahe an der Gränze

vom ehemaligen Polen, sondern es mangelte auch damals gerade in jenem Bezirk von Polen an brauchbaren Aerzten. Diese Aussichten realisirten sich auch, wie man in der Folge sehen wird nach und nach in der Art, daß ohnstreitig meine praktische Laufbahn eine der einträglichsten in Schlesien wurde. Die ganze Gegend weiß es, daß es mir in der letzten Dekade mehr an Zeit als an Geschäften gefehlt hat. Welche schlaflose Nächte dieser harte Schlag indeß mir und meiner Frau verursacht hat, läßt sich ohne irgend einen Fingerzeig beurtheilen. Es ist für einen Arzt, der nirgends, gleich einem Wirthschaftsbeamten, mehrere offene, mit Gehalt versehene Plätze vor sich sieht, keine Kleinigkeit, sich auf einmal mit Familie aus einem, wenn auch nicht brillanten, doch recht anständigen Brodte in eine ungewisse Zukunft versetzt zu sehen.

Da ich in Trachenberg einen guten Theil der Zeit unbesetzt hatte: so studirte ich in Gesellschaft meines Freundes, des jetzigen Herrn Kanzler Schumann, außer den lateinischen

Klassikern und den kurrenten deutschen Meisterwerken, fleißig die französischen Schriftsteller sowohl im philosophischen als im ästhetischen Fache. Nebenabsicht war hierbei, mich in der französischen Sprache zugleich zu üben, um mich meinem Hofe, wo man viel französisch sprach, desto angenehmer zu machen. Der Fürst war ein Herr, dem es nicht an Einsichten und noch weniger an Kenntnissen fehlte. Seine beständige Kränklichkeit und sein Mißtrauen in sich selbst machte übrigens, daß man ihm selten volle Gerechtigkeit, wenn nicht von seinem anerkannten edlen Charakter die Rede war, wiederfahren ließ. Die Fürstin, eine geborne Gräfin Schönborn, glänzte in jeder Hinsicht. Der jählinge Tod dieser beiden fürstlichen Personen war daher ein reeller Verlust für Schlesien. Der einzige Erbe dieses hohen Paares war in Hinsicht auf ausgebreitetes Wissen im zwei und zwanzigsten Jahre ein Portentum! Man konnte mit ihm über Kanten, so wie über die Geschichte aller Völker und Zeiten; über die aesthetischen Meisterwerke aller Nationen, wie über Philologie, Antiquitäten, neue und alte Länderkunde sprechen. Man mußte in mehr als einem

Sache; worauf er sich einließ, glauben, den Mann vom Metier auf dem Katheder zu hören. Er sprach englisch, französisch, italienisch, latein und etwas polnisch. Er hatte überdem die Gabe sich vortreflich auszudrücken: allein es fehlte ihm durchaus das Angenehme eines schönen mündlichen Vortrags; daher man ihn ebenfalls meistens falsch beurtheilte. Hätte er mit mehr Leichtigkeit, mit etwas mehr Schnelligkeit gesprochen, hätte selbst sein Organ ihn nicht zurück gesetzt; so würde nur Eine Stimme darüber gewesen sein, daß dieser junge Herr zu den seltensten Phänomenen von Extension in dieser Beziehung gezählt zu werden verdiente. Ueberdem war seine Sache nicht bloß Gedächtnißwerk, denn er betrieb, wie ich es bereits erinnert habe, auch abstrakte Wissenschaften. Kaum hatte er den Besitz seines Fürstenthums angetreten, kaum hatte er seine väterliche Verlassenschaft durch eine ungemein große Erbschaft, welche ihm von seinem Onkel, dem kaiserlichen Minister Grafen von Hatzfeld, zugefallen war, mehr als verdoppelt: so erscholl vor etwa drei Jahren die Nachricht seines Todes. Da ich nicht einmal recht wußte, daß dieser junge Herr

krank gewesen war, so muß ich gestehen, daß mich nicht bald irgend eine andere Todesnachricht so sehr außer Fassung gebracht hat. Zwar war ich, außer in seiner frühesten Jugend, nie sein Arzt gewesen, allein seine persönlichen Vorzüge und meine Achtung für seine hohen Eltern, welchen ich meine erste Laufbahn verdanke, gaben ihm in meinem Herzen einen Werth, welcher mir diesen Verlust äußerst schmerzhaft machte.

Ich habe daher um so mehr den Vorsatz gefaßt, diesen beiden einzigen Schlesischen Fürsten dieses Namens durch eine Charakteristik ein Denkmal zu setzen, und dadurch, eine vielleicht sonst unausgefüllt bleibende Lücke in der Geschichte der Schlesischen Mediatregenten auszufüllen.

Während meines Aufenthalts zu Trachenberg entwickelte sich bei mir eine Leidenschaft, deren ich mich als getreuer Selbstbiograph um so mehr anklagen muß, da ich sie in meiner frühern Jugend gar nicht gekannt habe. Ihr Name ist Spielsucht. Zwar beherrschte

sie mich niemals in dem Grade, daß meine Geschäfte oder mein Beutel dadurch gelitten hätten; indeß ist es doch nicht zu läugnen, daß es mich oft selbst demüthigte, wenn ich mir meinen entschiedenen Hang zum Spiel nicht verheelen konnte. Wie manche schöne Stunde, die ich den Studien hätte widmen können, und widmen sollen, verschleuderte ich entweder bei der Karte, oder am Schachbret! Im Gedränge der litterarischen und medicinischen Geschäfte hat sich diese Schwachheit nun seit vielen Jahren zwar ganz verloren: allein sie tyrannisirte mich doch auch noch zu Militsch in den früheren Zeiten, zuweilen in der Art, daß ich den Vorsatz fassen mußte, Jahre hindurch keine Karte anzurühren. Dies konnte ich halten, und leichter halten als die Schranken der strengen Mäßigkeit, wenn ich einmal mir das Etwas erlaubt hatte, beobachten. So schwach sind wir Menschen! Wie niederschlagend war es nicht oft für mich selbst, wenn ich mir den erlaubten Gebrauch des Spiels blos darum versagen mußte, weil ich nicht stark genug war, seiner Ausartung in eine Leidenschaft, die sich für den Arzt gar nicht schickt, Maaß und Ziel zu setzen!

Dies wäre es, was ich meinen Lesern über meinen vierjährigen Aufenthalt zu Trachenberg zu erzählen hätte. Mehr ins Detail zu gehen, wäre eine Anmaßung auf Ansprüche, zu welcher ich keinen Grund vor mir sehe. Auch der Mann, welcher etwas taugt, ist noch darum nicht berechtiget, vom Publikum ein Interesse zu verlangen, welches sich bis auf das Gewöhnliche menschlicher Schicksale erstreckt. Erst alsdann, wenn seine Lage diese Gränzen überschreitet, scheint er mit Recht auf eine bedeutendere Aufmerksamkeit rechnen zu können; erst alsdann sieht man es gern, wenn er die Gruppen im Gemählde seines Lebens völlig ausmahlt. Ich habe mir es daher zur ersten Regel dieser Selbstbiographie gemacht, wie ich es bereits angemerkt habe, nicht mehr von mir zu erzählen als die Kenntniß meines Individuums und das Interesse der Leser theils zu fordern theils zu erlauben scheinen.

Sobald ich mithin meinen Lesern meine Laufbahn als praktischer Arzt auch nur summarisch werde geschildert haben: bin ich gesonnen, in diesem Abschnitte zu einigen Digres-

sionen zu schreiten, worinn sich theils mein Charakter als Mann mehr durch Thatsachen als durch Worte von selbst entwickeln, theils aber auch Veranlassung finden wird, mehrere nützliche Wahrheiten, besonders in Beziehung auf meinen Stand als Arzt vorzutragen. Der jüngere sowohl als der ältere Arzt wird vermuthlich hierbei auf Bemerkungen stoßen, die seiner Aufmerksamkeit nicht ganz unwerth sein werden. Der Laie — ei, dieser wird Gelegenheit antreffen seine Ideen über den Kredit der Aerzte, über praktischen Ruf und dergleichen hier und da etwas zu berichtigen. Ich glaube nicht, daß ich einer besseren Veranlassung entgegen sehen könnte, mehreres, was hieher gehört und ich schon längst mit mir in Petto herumgetragen, beim Publikum in Kours zu bringen. Erst am Schlusse dieses Abschnitts werde ich eine kurze Uebersicht derjenigen häuslichen Schicksale meines Lebens nachholen, die sich mit mir und meiner Familie während meines siebenjährigen Aufenthalts zu Militsch zugetragen haben.

Eine vollständige Charakteristik als Mann, womit ich diesen Abschnitt eigentlich beschli-

ßen sollte, wird man mir hoffentlich um so mehr erlassen; da sie sich aus so vielen mit der uneingeschränktesten Aufrichtigkeit geschilderten einzelnen Zügen weit besser von selbst ergiebt als man sie in einer Selbstbiographie im Stande sein würde aufzustellen. Solche Schilderungen sind ohnehin um so mißlicher, je näher die zu entwerfenden Scenen an den Tag stoßen, worinn wir als Selbstmahler auftreten. Dennoch ist es auch hier leichter, einzelne Gruppen mit Wahrheit und Haltung zu zeichnen als sie in jene Verbindung zu setzen, welche der gemeinschaftliche Ueberblick in einem Charaktergemählde erfordert. Bei jeder Skize fürchtet man in einem solchen Falle in den Verdacht zu gerathen, diese oder jene Stellung der Gruppen gerade nur darum gewählt zu haben, um auf Kosten der Wahrheit gewisse Parthien zu verstecken, und auf andere die Aufmerksamkeit desto mehr hinzuleiten. Diese Furcht, so wenig ich auch Lust hatte mich zu flattiren, trat mir schon beim Gemählde meiner Jugend so sehr in den Weg! — wie vielmehr würde dies der Fall bei dem Tableau sein, worinn ich fast mit eben den Zügen, die mich heute noch in dieser Hinsicht individualisiren, auftre-

te! Ich habe es übrigens schon oben bemerkt, daß ich auch meinem Publikum gerade nur so viel einzelne Piecen, die es zu einem Ganzen verbinden mag, vorzulegen gedenke als mein historisches Süjet oder das Interesse einer artistischen Episode zu verlangen mir scheinen wird. Superflua saepe etiam nocent.

Nachdem ich Trachenberg verließ, bezog ich also wie ich bereits bemerkt habe, im Jahr 1780 die Kreisstadt des Militschtrachenbergschen Kreises, Militsch genannt. Ich fand sogleich Geschäfte, sowohl in Schlesien als in dem jetzigen Südpreußen; ich wurde Arzt des gräflichen von Burghausischen Hauses zu Sulau — Diese Vortheile setzten mich nebst dem Physikate in den Stand, ohne Sorgen leben zu können; obgleich mein Physikatsvorgänger, Herr D. Scholz, welcher seinen Posten wegen Kränklichkeit aufgegeben, damals am Orte selbst noch viel Anhang hatte und in seinem Entschlusse, sich der Praxis ganz zu entziehen, zuweilen etwas wankend wurde. Mein Kredit stieg von Jahr zu Jahr

in Südpreußen fanden sich zwar nachher auch brauchbare Männer, und diese zogen ihrer Nähe wegen einen Theil meiner auswärtigen Praxis an sich, allein das Zunehmen meiner Schlesischen Geschäfte hielt mich dagegen sehr reichlich schadlos. Schon seit acht und mehr Jahren hatten sich fast ohne Ausnahme alle großen und kleinen Häuser in der ganzen Gegend an mich gewendet, und seitdem breitete sich meine Praxis immer mehr Schlesischer Seits in die Ferne aus. Daher ich denn auch in dem letzten Jahrzehend durch die noch nebenbei getriebenen litterarischen Arbeiten meinen Augen und meinen Kopfe nicht selten etwas zu viel zumuthen mußte.

Meine Praxis umfaßte alle Stände, ohne Ausnahme; den größten Theil meiner Zeit brachte ich daher außerhalb meines Orts zu. Die gräflichen und adlichen Häuser im Bezirk meines Aufenthalts waren es, die mich am meisten beschäftigten. Diese beständigen Reisen und Abwechselungen gaben meinem Geiste eine gewisse Heiterkeit, die ich immer zu den ersten Glückseligkeiten des Lebens rechnete. Wenn mir meine Arbeiten lästig und drückend

wurden: so tröstete ich mich gern damit, daß es keinen Menschen in der Gegend gäbe, der wieder durch so viele angenehme Abwechselungen, besonders bei vornehmen Patienten, wo keine Gefahr war, dagegen schadlos gehalten würde. Indeß war ich freilich etwas besorgt, ob auch meine Kräfte noch lange zureichen würden, jene Fatiguen auszuhalten, die auf den unvermeidlichen Fall, daß sich die Geschäfte oft kreuzten, einzutreten pflegten. Noch gieng es an, in einem Tage drei auch viermal frische Pferde vor den Wagen spannen zu lassen: allein darauf war denn doch nicht bei herannahendem Alter zu rechnen. Daher trachtete ich sehr, ein zweites Physikat im angränzenden Südpreußen zu erhalten, um meine Praxis einst allenfalls auf Konsultationsfälle einschränken zu können.

Zwei Dinge drückten mich hierbei am meisten; das eine, daß ich meinem Wunsche, meine älteste Tochter selbst auszubilden, doch nur sehr wenig Genüge leisten konnte; das andere, daß alle Phykatsgeschäfte — bei Vieh oder Menschen, eben so unangehm als aufschublos sind.

Mein Interesse hätte mich nun eigentlich, da es mir mehr an Zeit als an Geschäften fehlte, immer mehr auf die einträglichere Praxis eingeschränkt; auch hatte ich immer unter den Wundärzten Leute neben mir, die im hohen Grade geschickt waren einen Arzt zu vertreten; Menschen von Theorie und Praxis, welche sich selbst, und zwar nicht durch Zufall, im Fach der innern Heilkunde Kredit erworben hatten. Allein alles dies hat mich nie verleitet, der Armuth meine Zeit und meine Hülfe zu versagen. Da ich meine Fehler ohne alle Vermäntelung erzähle, so darf ich auch, ohne mich gegen mich selbst selbst zu versünden, jene Situationen um so weniger unbemerkt lassen, wobei ich gerade im vortheilhaftesten Lichte erscheine. Hier ist eine meiner schönsten Beruhigungen, wenn ich mir zuweilen selbst den Vorwurf gemacht habe, daß ich auf meine litterarischen Nebenarbeiten doch einen großen Theil jener Zeit, die ich dem Studium der Arzeneiwissenschaft, besonders in den frühern Jahren, hätte widmen können, verwendet habe. Vernachläßigungen der Kranken muß für einen gewissenhaften Arzt ein bis an die Verzweiflung gränzender Vorwurf werden. Im Angesicht von Tau-

senden der Menschen kann ich mir indeß, ohne einen Widerspruch zu befürchten, selbst das Zeugniß geben, daß man mir nie Mangel an Fleiß vorwerfen wird. Weder Tag noch Nacht, weder Sonnenschein noch Sturm, weder angenehme Lieblingsarbeiten, noch einträgliche andere Geschäfte, weder Lustpartien noch sonst etwas hat mich je abgehalten, dort zu sein, wo mich meine Pflicht hinrufte. Ich muß es gestehen, daß mich diese Ueberzeugung beim Hinblick auf meine verlebte Laufbahn mehr aufrichtet, mehr tröstet als es erworbene Tausende zu thun im Stande sein würden; wenn ich sie einer Gegend verdankte, die mir als Arzt Gefühllosigkeit und Nachläßigkeit zum Vorwurf machen könnte. Wahr ist es, daß meine Feinde meine litterarischen Liebhabereien oft als einen Grund mich zu verkleinern anführten. Ich hab'es bereits eingestanden, in wie fern sie recht hatten; ich bin gewiß, diesen Vorwurf hätte ich sogleich erstickt, als ich aufgehört hätte zu lesen und zu schreiben; so bald ich die Zeit, welche ich auf diese Art hinbrachte, in Gesellschaften bei Spiel und Karten zu verschwenden bemüht gewesen wäre. Denn Nie-

mand sagte, K. ist da oder dort in seinem Fache zurück; daher eben behauptete ich durchaus, dieser Vorwurf, daß ich statt nach Zerstreuungen zu jagen, Nebenwissenschaften treibe, sei mir sehr willkommen. Jeder Mensch hat seine Feinde, diese wollen doch etwas ausstellen; allerdings würde man, sobald ich diesen Spielball ihren Händen entwunden hätte, einen andern Flecken aufgesucht haben und — ich würde immer schlimmer als bisher dabei gefahren sein. So wie der kluge Feldherr seiner Gegenarmee oft gern einen Weg zur Flucht offen läßt, so muß man seinen Feinden auch im gemeinen Leben ein minder schädliches Terrain lieber nicht verweigern als ihre Kräfte auffordern, uns ein fruchttragendes, schönes Feld zu verheeren.

Die Lektüre der neuen medicinischen Systeme, welche ich ihrer auffallenden Fortschritte wegen, nicht ungeprüft lassen konnte; die Lektüre jener treflichen Journale und anderer klassischen Schriften, womit uns mehrere unserer ersten Aerzte von Zeit zu Zeit beschenken, raubte mir ohnehin die wenige Muße, welche

mir die Praxis übrig ließ, seit mehreren Jahren in der Art, daß ich, leider! weder in der Kantischen Philosophie noch im Fach der schönen Wissenschaften mit der Zeit Schritt halten konnte. Ein Glück für mich war es, daß meine Feinde nicht die Leute waren, welche meine Lücken bemerken konnten, sonst wäre meine Politik zu Wasser gemacht worden; sie würden außerdem genöthiget gewesen sein, eine andere nachtheiligere Musche aufzusuchen.

Wenn ich übrigens von Feinden spreche; so will ich dadurch meine Gegend nicht in den Ruf bringen als wäre sie gegen die Ansprüche, welche ich etwa zu machen hatte, ungerecht gewesen. Dies wäre meiner Seits unverzeihliche Verläumdung. Die Zahl einiger Einzelnen, die gegen mich eingenommen waren, verhielt sich zum großen Zirkel, der auf meiner Seite stand, wie sich etwa Ausnahmen zu einer Regel zu verhalten pflegen. Wo ich Arzt war, war ich fast ohne Ausnahme auch der Freund des Hauses, man mochte so vornehm oder so gering sein als man wollte. Hier liegt

denn ein neuer Grund, welcher mir Schlesien, mein Schicksal möchte auch künftig so glänzenden Auslande sein als es wolle, ewig unvergeßlich machen wird. Ich nenne mit Vorsatz nicht einen einzigen meiner Freunde, meiner Gönner, sie werden mir es vergeben; denn ich würde dadurch so vielen, die ich übergehen müßte, zu nahe treten. Ihr aber, die ihr in irgend einer Hinsicht auf meine Verbindlichkeit Anspruch zu machen, ihr besonders die ihr mir meine erste Laufbahn eröfnet habt; euch soll es fürwahr! in meinem Busen, im Busen meiner Kinder nie an glühenden Dankergiessungen fehlen! Wenn ich jeder Schwachheit fähig bin; so bin ich, dem in seiner ersten Praxis der Undank oft so viel Dornen in seinen Lebensfaden flocht, des Vergessens meiner Wohlthäter nicht fähig, nein! ich bin es nicht! Diese Zähre, die mir itzt vom Auge herab zittert, soll euch dieses verbürgen.

Der Undank ist das kränkende Loos jedes Arztes, man soll mir nie vorwerfen, daß ich mich selbst eines Lasters schuldig machen werde,

über dessen Chikanen ich so oft, wenigstens in meinem jüngern Jahren, gegen meine Freunde mich beschwert habe. Zu jenen Zeiten, wo ich die Menschen selbst im Allgemeinen für besser hielt, als sie sind, hat es mich oft tief gekränkt, wenn ich sah, daß gute Dienste nicht selten mir auch von dieser Seite keine Belohnungen verschaften: seitdem ich aber meine Idee von den Menschen — hinweggesehen von einem kleineren Zirkel — im Ganzen wirklich zu sehr nach den Grundsätzen eines Meinau herabgestimmt hatte, wäre mir es beinahe zu gleichgültig geworden, ob man erkenntlich war oder ob man es nicht war. Bei einem solchen System verliert man einen der treflichsten Sporne, Menschenwohl nach allen Kräften zu befördern — und dieser seligen Antriebe kann der Arzt nie genug haben.

Allein ich rathe jedem jungen Manne, der sich der Arzneikunde widmet, die Delikatesse seiner Ansprüche von dieser Seite frühzeitig mäßigen zu lernen; sonst fällt ihm unvermeidlich das Loos eines unaufhörlich gekränkten Lebens. Schon vor mehr als funfzehn Jahren habe ich daher mich nicht genug über einen der größten und ältesten deutschen Aerzte

(Tralles) wundern können, daß ihm die Erinnerung mancher Nachsetzungen in seiner früheren Laufbahn noch immer bittere Augenblicke veranlassen konnte. Es half nichts, daß man ihn erinnerte, sein Ruhm, welcher damals noch in voller Blüthe stand, halte ihn tausendfältig dagegen schadlos; seine Empfindlichkeit ließ sich durch keine Art von Waffen besiegen. Welch einen schönen Theil seiner besten Lebensstunden muß sie ihm vergällt haben!

Einen andern Rath muß ich hier noch den jungen Aerzten geben; er besteht darinn, daß sie möglichst sich Gewalt anthun, sich nicht Feinde, sie mögen noch so unbedeutend zu sein scheinen, zuzuziehen. Der Arzt, welcher erst sein Glück machen will, muß selbst große Vernachläßigungen lieber kaltblütig zu ertragen als zu rügen suchen. Nie darf er zu Beleidigungen schreiten, wenn er auch noch so sehr das Recht auf seiner Seite hat. Seinen Kranken muß er selbst noch alsdann, wann sie ihn verlassen, so artig begegnen, daß sie sich vielmehr über seine Nachgiebigkeit zu freuen

als seinen Ruf zu schmählern genöthiget sehen. Mit jedem Kunden, der sich anders wohin wendet, verliert man allemal deren zehen und jeder neue, der sich einfindet, bringt zehen andre mit. Ich habe mir von dieser Seite in meinen jüngern Jahren oft geschadet. Hat man einmal Kredit, ei, dann kann man sich eher etwas erlauben!

Einen unverzeihlichen Fehler contra politiam medicam machte ich darinn, daß ich nicht nach meiner Ankunft zu Militsch polnisch lernte. Ich kam beim großen Polen zwar mit dem lateinischen und französischen fort: allein beim kleinen Adel setzte mich die Unbekanntschaft mit der polnischen Sprache zurück. Hätte ich auf die Sprache der Sarmaten wenigstens das Wenige von Zeit, welches ich dem Englischen gewidmet, verwendet: so würde ich vielleicht die ersten zehen Jahre, ehe die Kriege jene Gegenden zurücksetzten, so viel verdient haben, daß ich nachher, zu meinem Unterhalte wenigstens, der Praxis nicht mehr würde bedürftig gewesen sein. In jenen Zei-

ten bezahlte der Pole noch sehr großmüthig seinen Arzt. Wenn er ihn holen ließ, schickt' er ihm meist schon eine Karte mit mehreren Dukaten entgegen; beim Abreisen erhielt er nach Umständen eben so viel und mehr. Auch pflegt der polnische Adel, wie es mir mehrmal geschehen ist, gleich beim Anfang einer Kur einen mündlichen Kontrakt zu machen und die Hälfte der accordirten Dukaten in voraus drauf zu geben. Dieses ist nun freilich sehr lächerlich, denn wir Aerzte sind ja in bedeutenden Fällen, wovon hier eben die Rede ist, äußerst unsicher: ob wir reussiren werden oder nicht? Hier wird aber diese Entschuldigung nicht angenommen, sondern auf der Forderung bestanden, sich über das Honorar auf den Fall der Widerherstellung zu erklären. So etwas wird nun nicht mehr sehr vorkommen. Uebrigens ist die Paraxis in jenen Provinzen, welche ehedem zu Polen gehörten, jetzt nicht mehr so beschwerlich als ehedem. Die Sitten und die Lebensweise des Adels hat sich seit einem Dutzend von Jahren sehr germanisirt. In meinen Nachrichten über Polen, sage ich, man hätte sonst in Deutschland keine interessantere Tour von wenig Schritten als

über die Gränze zwischen Schlesien und Polen hinterlegen können. Diese große Auffallenheit in der Verschiedenheit der Lebensweise des deutschen und polnischen Adels, des deutschen und polnischen Landmannes hat sich nun um einen großen Theil vermindert. Die jetzige Uebereinstimmung der Regierungsform wird die Reste davon vollens und zwar in kurzem verwischen. Hier arbeiten Staat und Nation auf eben denselben zweck hin; wie ist es anders möglich als daß das Ziel mit raschen Schritten erreicht wird! Der Arzt wird mithin in Zukunft auch in Polen mehr nach feststehenden Taxen als nach einem großmüthigen Herkommen belohnt werden.

Wenn man von Sachkundigen die Geschicklichkeit der alten polnischen Praktiker, die in dem größtmöglichsten Ansehen gestanden und großen Reichthum erworben haben, beurtheilen hört: so weiß man nicht, soll man sich mehr über die Blindheit jenes Publikums oder über die oft so äußerst unverdienten Begünstigungen des Glücks verwundern. Daher die

Charlatanerie hier recht einheimisch war. Es ist zwar wahr, daß allerwärts der, auch noch so mittelmäßige, Praktikus, dem der Zufall nur viel Geschäfte in die Hände bringt, in der Regel einen großen Ruf erlangen muß: aber hier war die Mittelmäßigkeit unter den Männern von Ruf schon etwas seltnes. Wenn man glaubt, ich hätte so eben einen paradoxen Satz behauptet, so werfe man nur einen Blick auf den Gang der Medicinalpraxis. Der leichten Fälle kommen zehen gegen Einen, und in der höheren Sphäre funfzig gegen Einen schweren Fall vor; der Arzt hat also immer ungleich mehr gewonnene Processe als verlohrne vor sich (beim Advokaten ist die Zahl meist auf beiden Seiten gleich) mithin braucht er nur viel Geschäfte, um viel Stimmen für sich zu gewinnen. Je größer aber die Mehrheit der Stimmen pro, desto mehr werden die Stimmen contra übertäubt. Ich habe so viel praktischen Ruf gehabt, als man fast nur in meiner Gegend zu erreichen im Stande ist; allein ich muß gestehen, es sind seltene Fälle, wo man sagen kann: hier verdanke ich meiner Geschicklichkeit einen neuen Zuwachs meines Beifalls. Der Zufall, daß unser praktisches

Unglück auf jene Seite hinfällt, wo es kein Aufsehen macht, der Zufall daß unser praktisches Glück in Häusern und bei Personen von Bedeutung eintritt; dies macht uns den ersten günstigen Zulauf u. dieser Zulauf verschaft dem praktischen Arzte endlich wegen der größeren Menge der leichteren Fälle auch ohne Begünstigung höherer Talente einen Ruf, der ihn fast allemal zum Liebling seiner Gegend erhebt. Der berühmte Praktikus und der große Arzt sind zwei sehr verschiedene Dinge, dieser kurirt wirklich die meistmöglichen Kranken und von jenem beliebt man es sehr oft nur zu glauben. Ist nun einmal der Ruf des Arztes recht befestiget, so schadet ihm auch nicht so leicht ein Unglück. „Doktor Aeskulap hat ihn ja in der Kur gehabt.“ — — „Ei, so muß es nicht anders haben sein können, wer nicht zu retten ist, den kann dieser große Mann freilich auch nicht erhalten.“

Indeß erhält ein solcher berühmter Praktikus durch die Vielheit der Fälle endlich nach und nach einen gewissen richtigen Schlendrian, der meist seine anderweitigen Lücken etwas auszufüllen pflegt. Auch ist es nicht zu läugnen, daß im Ganzen genommen, der Arzt vom

Rufe einem andern, der ebenfalls keine geltendern Ansprüche vor sich hat, vorzuziehen ist; denn außerdem, daß er mehr Routine hat, so ist sein sogenanntes Glück doch immer ein wahrscheinlicher, wenn auch gar nicht entscheidender Beweis seiner Kunstfertigkeit, seines philosophischen Kopfes und seiner gesammelten Kenntnisse. Die berühmten Aerzte sind sehr oft nicht eben große Aerzte, aber die großen Aerzte stehen, wenigstens in der Regel, in dem Rufe, welchen sie verdienen. Man irrt sich daher weniger, wenn man sie in jener Region als in irgend einer andern aufsucht. Wer aber wegen zu großen Zuströmens der Kranken nicht einmal Muße genug hat, jeden Fall gehörig zu überdenken, ei, den wähle man ja nur höchstens zur Konsultation, aber nie zu seinem Hausarzte.

Ich glaubte, es war hier nicht ganz am unrechten Orte, daß einmal ein Arzt, welcher selbst nicht über Mangel des Rufes klagen kann, das Publikum warnet, in dieser Beziehung etwas vorsichtig zu Werke zu gehen. Nun aber erlaube man mir noch Ein Wort zu

seiner Zeit (jetzt wo alles liest) an die berühmten Praktiker. Der Ruf eines Mannes mag noch so gut in unsern Tagen gegründet sein, so hält er in den bessern Provinzen Deutschlands in die Länge nicht Stich, wenn der berühmte Praktikus die Lektüre neuer Schriften aus den Augen läßt. Einmal ist sie uns nothwendig; denn unsere Kunst geht in Deutschland noch nicht rückwärts, mithin muß im Ganzen die medicinische Litteratur auch noch für den Praktiker belehrend sein; dann gehört sie in unserm Zeitraume zum unentbehrlichen Staate eines jeden Gelehrten. Wer z. B. das vor vier Monaten erschienene, und seitdem mit drei Auflagen vermehrte, bereits auch übersetzte Buch des berühmten Hufelands über die Verlängerung des Lebens noch bis heutigen Datum nicht gelesen hat; ja wer es nie liest, kann darum ein vollendeter Praktiker sein: allein was urtheilt man von ihm in den gebildeteren Zirkeln, wo man dieses Meisterwerk schon allgemein kennt? Sagt man nicht zum mindesten, der Mann hat zwar Glück, aber ein gelehrter Arzt ist er nicht. Dieser Ruf braucht sich nicht lange zu verbreiten, so werden die jüngeren Aerzte, welche

neben einem solchen Manne heranklimmen, und die freilich mehr Muße als er zur Lektüre haben, einen Schatten auf ihn werfen. Man wird endlich gegen das Zufällige des Glücks mißtrauisch, die Celebrität verliert sich nach und nach — und verdunkelt steht der vorher gesuchteste Mann da!

Noch einleuchtender ist es, daß die Vernachläßigung der Lektüre von Journalen und andern Meisterwerken, welche zunächst auf die Praxis Einfluß haben; die Vernachläßigung des Studiums neuer, besonders praktischer, Systeme — gut oder schlecht, denn darum sollen sie ja erst geprüft werden! — die Vernachläßigung, sich die neuen Entdeckungen bekannt zu machen, allerdings den praktischen Arzt auf eine sehr bemerkbare Art zurück setzen muß. Wer dies läugnet, muß die Fortschritte der Kunst läugnen. Diese sind aber im Ganzen unverkennbar, obgleich es Retrogradationen in einzelnen Jahrzehenden geben kann. So schwer war es freilich ehedem nicht, mit seiner Wissenschaft gleichen Schritt zu halten — und doch habe ich in jenen frühern Zeiten so manchen Praktiker seinen Ruf überleben gese-

hen. Was soll man nun von dem Schicksale derjenigen erwarten, die betäubt von dem Dufte der praktischen Lorbeeren in unsern Tagen hier und da auf unsere ersten Schriftsteller mit einem quantum distamus ab illo, mit einem air d'indignation wenn nicht gar de mepris herabsehen! Ei, wenn unsere Großen nicht selbst die Litteraturzeitung läsen; wenn sie nicht selbst den Polyhistor machten, aber bei dieser Lage der Sachen kann man in dieser Epoche dem praktischen Rufe ohne litterarischen Fortschritt nur an wenig Orten eine etwas dauerhafte Laufbahn versprechen. Es ist vielmehr anzunehmen, daß derselbe in unsern Zeiten durchaus so unsicher ist, daß es sich nur von wenigen, äußerst arbeitsamen Männern erwarten läßt, sie dürften im Stande sein, ihn in die Länge zu behaupten. Freilich hat sich die medicinische Wissenschaft seit einigen Jahrzehenden so viel Ridikuls gegeben, daß es besonders denjenigen Aerzten, welche aus Nebenabsicht die neuere Kultur dieses Faches heruntersetzen wollen, nicht an Stoff fehlen kann. Nach von Haen und überhaupt nach der ehemaligen französischen Methode sollte dort Ader gelassen werden (weil man alles für entzündlich ansah),

wo Stoll (der mehr gastrischen Systems war) zum brechen gab; jetzt greift man in eben diesem Falle, seitdem sich die Distinktionen von Stenie und Asthenie, von direkter und undirekter Schwäche so sehr empor geschwungen haben, zu stärkenden Mitteln. Die Humoralpathologie hat ihre berüchtigten Irrlehren, aber der krasse Solidismus hat deren nicht minder. Die maskirten Krankheiten der Lustseuche, die Erbübel hat man auf einige Jahre proskribirt, und nun nimmt man sie wieder zu Gnaden auf. Berühmter Männer traten in die Fußtapfen der nun vergessenen Magnetiseurs. Man hielt durch mehrere Jahrzehende alles, was aus England kam, für hohe Weisheit, jetzt — für Thorheit, Unsinn. Diese Data aus der Chronik skandaleuse beweisen freilich, daß es wahr ist, man könne eben so leicht durch die Produkte des Neologismus irre geführt als auf die rechte Bahn geleitet werden. Demungeachtet muß aber der solide Mann gestehen, daß wir seit funfzig Jahren ungemein große Fortschritte gethan haben. Wir haben trefliche Mittel entdeckt, Krankheiten, die wir vorher nicht einmal charakterisiren konnten, verstehen wir jetzt zu heilen.

das Unwirksame ist ausgemerzt und unsere Pharmacie so wie unsere Methode durchaus berichtiget worden. Selbst aus den neuern Verirrungen weiß ein denkender Kopf Vortheile, ja große Vortheile zu ziehen. Wer kann es zum voraus wissen — wenn ein Stillestand im Fortschreiten statt finden wird? Warum sollen wir nicht vielmehr immer einer progressiven Erweiterung unserer Wissenschaft entgegen sehen! Perfektibilität ist ihr Loos. Also ist es wohl allerdings Pflicht des Praktikers mit seiner Zeit in sofern wenigstens männlich fortzuschreiten, als es ihm seine Geschäfte erlauben. Am wenigsten aber steht solchen Männern der hinwegwerfenden Ton, mit welchen sie über das, was neu ist, abzusprechen gewohnt sind, an. Ist es denn aber wirklich so sehr schwer, die goldene Mittelstraße zu bewahren! Allerdings für den Anfänger! Allein der Mann, der etwa schon selbst eine funfzehn- oder zwanzigjährige Erfahrung hat, muß sich in den meisten Fällen wenigsten in so fern zurecht finden können, daß er nicht blindlings zu Werke geht, nicht blindlings verwirft, — nicht blindlings beistimmt. Die letzte Art von Praktikern ist indeß die gefährlichste für den

Staat. Dergleichen Männer lesen meist alles, versuchen alles, prüfen nichts; sie sind heute Humoralpathologen und morgen Solidisten, jetzt Sydenhamianer, dann Brownianer; sie sind alles oder vielmehr — nichts. Dies ist meist das Loos jener Schwachköpfe, welche von Universitäten nicht nur ohne System sondern auch ohne jene logische Grundlage, worauf ein Lehrgebäude aufgeführt werden kann, zurückkommen. Weil Sie aber Litteratur haben, das heißt, weil sie viel lesen, so berücken sie den Laien in der Art, daß er sie oft für bedeutende Gelehrte ansieht, und daher nicht Anstand nimmt, denselben seine Gesundheit anzuvertrauen.

Ha, ihr Kandidaten der der Arzeneikunde, ihr jungen Aerzte, hütet euch vor diesem medicinischen Modelaster, wenn ihr nicht gänzlich und auf immer für euer Metier verdorben sein wollt! Wer nicht Kopf hat, oder ihn nicht anstrengen will, werde ja kein Arzt. Was soll aus dem, der seine akademische Laufbahn vernachläßiget hat, in einem so schweren Fache

werden! Ein Charlatan, der de chorio humano sein Spiel treibt. Das Metier wird von Tag zu Tag schwerer, und der ernste, ausdauernde Fleiß nimmt von Zeit zu Zeit unter den jungen Leuten ab. Mann will nicht mehr studiren, das heißt prüfen, den Geist anstrengen, sondern nur lesen. Ei, was wird es einst für belesene Aerzte geben! Nur fürchte ich, ein Theil derselben dürfte aus Mangel an System und Prüfungsgeist dem Tode mehr in die Hände arbeiten als alle alten Systematiker, die sich für ihr irriges Lehrgebäude hätten todt schlagen lassen, ihm in die Hände gearbeitet haben. Diese hatten wenigstens Logik im Kopfe, und obgleich sie oft den Wald vor den Bäumen nicht sahen; so erlangten sie daher doch zuletzt durch Verharrung auf ihrer Bahn einen praktischen ziemlich richtigen Schlendrian. Wo ist hierzu aber Hofnung bei unsern unlogischen Modeärzten, die heute dies, morgen jenes ohne Prüfung und Sachkenntniß versuchen, deren System nur darinn besteht, daß sie immer von einer Methode zur andern übergehen! Möchten doch alle Lehrer auf hohen Schulen diesem herrschenden Uebel möglichst entgegen zu arbeiten suchen!

Fürwahr wir sind jetzt mehr als jemals eines Handbuchs der Moral für Aerzte bedürftig; wenn anders von einer solchen Erscheinung sich erwarten läßt, daß sie etwas beitragen würde, dem leichtsinnigen Unfuge, der mit dem Menschenleben hier und da getrieben wird, zu steuern! Wenigstens könnte man sich von einer Deduktion des Kantischen Sittengesetzes, welches so sehr darauf dringt, die Menschen als Vernunftwesen und mithin nicht blos als Mittel sondern immer auch als Zwek zu behandeln, etwas für den jungen Zuwachs unter den Aerzten versprechen; wenn sie blos in Hinsicht auf die Pflichten der Aerzte bearbeitet würde. Daher machte mich Spirings treflicher Entwurf einer medicinischen Moral (Siehe Baldingers Magazin für Aerzte. 18 B. 6 St.) um so mehr lüstern, einst von seiner Feder eine Ausführung dieses Themas zu lesen. Allein ein Paar Seitenblicke fielen mir hier auch desto mehr auf, da ich sie bei dieser Veranlassung gerade am wenigsten erwartet hätte.

Jedoch war ich mit diesem Aufsatze allerdings weit mehr zufrieden als mit einem an-

dern von eben diesem gelehrten Manne, welcher am angeführten Orte über die Frage: ob die Medicin Begriffe oder Erkenntnisse a priori habe? befindlich ist. Hier kann doch nur von reinen Vernunftbegriffen a priori die Rede sein, denn diese können allein auf Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit Anspruch machen. Ich muß es gestehen, daß ich ihre Existenz, wenn ich von jenen reinen Begriffen hinwegsehe, die eigentlich den Vorbereitungswissenschaften zugehören, gar sehr bezweifle. Die Vernuft des Arztes bringt zwar aus dem Mannichfaltigen Einheit hervor, das heißt sie abstrahirt; allein daraus folgt noch gar nicht, daß in unserem Fache reine Begriffe a priori, welche sich durch die Merkmale der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit auszeichnen, aufgestellt werden können. Schon die Lebenskraft, worauf sich der einsichtsvolle Verfasser beziebt, kann, so gegründet sie ist, auf Nothwendigkeit nicht den entferntesten Anspruch machen.

Es ist nun wohl Zeit, den Faden meiner Lebensgeschichte weiter fortzuspinnen.

Schon im ersten Jahre meines Aufenthalts zu Militsch war ich genöthiget mir ein Haus zu kaufen, und als Liebhaber der Gärtnerei legte ich auch an einem Orte, wo vermuthlich so lange die Welt steht, noch keine Früchte angebaut worden, einen Garten an. Niemand war hierüber froher als meine Frau, leider! aber war ihr das Loos gefallen, diese Freude nicht lange zu genießen. Sie starb ohne Nachkommenschaft als Sechswöchnerin an den Folgen des Schreckens über den plötzlichen Tod ihres Kindes, welcher in meiner Abwesenheit erfolgt war. Es ist nicht leicht möglich, daß ein Weib ihren Mann feuriger liebt als sie mich geliebt hat. Daher mich denn ihr frühzeitiger Verlust fast aus aller Fassung brachte. Es ist sonderbar, man ist nach einem solchen Vorfall selbst jeden Augenblick voll der bangen Erwartung, dem Tode zur Beute anheim zu fallen. Diese Unsicherheit gründet sich darauf, weil nichts so sehr im Stande ist uns zu erschüttern, alle unsere Plane zu zernichten als Auflösung jenes Ganzen, welches Mann und Weib mit einander ausmachen. Ich besang ihren Hingang in einem Gedicht in Oßians Manier unter dem Namen Malvina. Der

Schluß, welcher zugleich zur Inschrift auf ein Denkmal gebraucht werden könnte, lautet ungefähr folgendermaßen:

Groß genug
Dieser Aschenkrug
Deinen Ueberrest hier einzuschließen!
Viel zu klein
Würd' er sein,
Meine Thränen drein zu gießen!

Hierauf war ich anderthalb Jahr kinderloser Wittwer. Meine jetzige Frau ist ebenfalls aus einer italienischen Handlungsfamilie, Namens Carove, 1783 heirathete ich sie. Ich würde sie beleidigen, wenn ich ihr hier öffentlich eine Lobrede hielt. Sie und vier Kinder, wovon das älteste ein Mädchen von beinahe dreizehn Jahren ist, machten am Tage, wo ich Militsch verließ, meine Familie aus. Mehrere Kinder unserer Ehe sind uns ins Gebiet des endlosen Jenseits voran gegangen. Ha, ob sie noch lebt meine zärtlich mich liebende Freundin? — ob meine älteste Tochter,

die Wonne meines Herzens, der Gegenstand meiner ängstlichsten Sorgen noch lebt? — ob mein rascher Wilhelm, meine kleine wohlgebildete Sophie, der Säugling Silvius noch leben? Wer sagt mir dies! — Drei Monate sind hin, und noch habe ich keine Zeile von Haus aus erhalten können! Thränen sind nicht meine Sache, wahrlich sie sind es nicht! Leiden, welche einen andern ganz zu Boden drücken könnten, habe ich, ohne daß man eine Zähre im Auge blinken sah, standhaft ertragen. Allein nun ist es denn doch oft nicht möglich, der Natur alle ihre Rechte zu beschränken. Meine Gesundheit fordert es, daß ich alles aufbiete, solche Ergießungen des Schmerzes zu verhindern: aber, wenn das Herz zu lange gepreßt worden, wenn die Menge schwarzer Bilder zu anhaltend mich peiniget, wenn die Besorgnisse um Weib und Kinder, Mutter und Geschwister zu lebhaft werden; wenn endlich die Vorstellung der unnennbaren Leiden, welche alle diese meinetwegen zu erdulden haben, sich ganz meiner Seele bemächtig — ei, warum soll ich mich dann einer Wehmuth schämen, der bessere Köpfe unter geringeren Leiden so oft unterlegen haben! Mens conscia recti,

das unbescholtenste, engelreinste Gewissen ist, fürwahr! der erste Trost bei den schrecklichsten Scenen dieses Erdenlebens; zwei Monate lang war es mir eine so trefliche Stütze, daß ich die Anwandelungen meiner Zaghaftigkeit selbst oft mit Satyren über meine eigne Schwachheit zu verscheuchen vermögend war; auch in diesem dritten Monate erhebt dieser Gedanke meinen Geist noch oft über sein Schicksal: allein ich kann es nicht läugnen, es finden sich denn doch auch nicht selten Augenblicke, wo weder dieser noch irgend ein anderer Trostgrund zureichen will. Ha, dann bebt jeder Nerve, dann zittert jedes Glied, dann schlägt mein Herz in fürchterlichen Doppelschlägen. Aufzuspringen und auf einer Flucht den Gedanken zu verjagen, der mir den Busen zu sprengen droht — ei auch dies — hilft — hilft nicht.

Vergebt es mir, meine lieben Leser, wenn ich es diesmal nicht fähig war, beim Andenken an die Meinigen einen lauten Ausbruch zu unterdrücken, der hier so sehr am unrechten Orte steht. Diejenigen unter euch, die noch gar nichts von meiner jetzigen Lage wissen, kön-

nen die vorhergehende Stelle nicht einmal verstehen. Ich tröste mich indeß damit, daß das Interesse, worauf das Schicksal eines Unglücklichen beim Edeldenkenden so gerechten Anspruch macht, eurer Aufmerksamkeit bei dieser Lektüre vielleicht einigen Vorschub leisten werde. Indem ich euch einen Blick auf die tragischen Scenen meines Lebens habe thun lassen, werdet ihr nun mit mehrerem Drange jenen Begebenheiten entgegen eilen, die mich bereits zum Gegenstande der Theilnehmung bei allen denen machen, die mit meinem Loose bekannt geworden. Ach, welche Gewalt hat es mich nicht schon bisher gekostet, dem Faden meiner Geschichte nicht eher vorzugreifen! Ich kehre zu meiner zweiten Verheirathung zurück.

Der Anfang meiner zweiten Ehe versprach nicht viel Gutes: allein der Erfolg hat es bestätiget, daß an böse Zeichen nicht viel zu glauben ist. Mein Hochzeittag war einer der unglücklichsten Tage meines zweiten Ehestandes. Die Erfahrung, daß diese Feste der Freuden meist langweilige oder wohl gar lästige Tage für die beiden Hauptpersonen sind; mein Verdruß, daß der Mensch durch unnö-

thige Beobachtung von Konventionen sich so oft um die schönsten Blumen auf der Lebensbahn bringt und die Dornen dadurch, die man leider, so häufig antrift, sich noch verdoppelt; alles dies bewog mich um so mehr, da auch meine erste Hochzeit weder mir noch meiner Braut Genüge leistete, diesmal alles aufzubieten, um diesen Tag zum wahren Freudenfeste zu machen. Meine Frau konnte, da sie keine Eltern hatte und so eben majoren geworden war, sowohl über ihr Vermögen als über ihre Person disponiren; sie war gefällig, that was ich am liebsten sah; daher schien nun sich meinem Plane diesmal nichts entgegen zu stemmen. Allein was sind die Plane der Menschen im Großen und im Kleinen! Meine Idee war, sich in der Frühe ohne den gewöhnlichen Pomp, ohne den üblichen Kleiderschwulst trauen zu lassen, zum Mittagsbrode zu einem guten Freunde auf der Straße von Breslau nach Militsch zu fahren; dort im kleinen Zirkel recht glücklich zu sein, und das Beilager in Militsch zu halten. Allein ein gewisser fremder Einfluß, welcher alle Sprungfedern in Bewegung gesetzt hatte, nöthigte mich in so fern nachzugeben, daß

uns auf einen in jener Gegend gelegenen Lustort eine kleine Gesellschaft begleiten dürfe. Dies geschah unter der Bedingung, daß Braut und Bräutigam ungehindert des Nachmittags bis nach Militsch ihre Reise zurück legen könnten. Die Erfüllung dieser Bedingung wurde feierlich versprochen: demungeachtet wurde, um meine Abreise zu hintertreiben, mein Kutscher besäuft und die Stelle der Freuden nahm auf meiner und meiner Braut Seite, welche ganz mit mir einstimmig war, mehr als das gewöhnliche Maaß jener Unzufriedenheit ein, welche diese Tage auszuzeichnen pflegt. Ich hätte vielleicht gar nicht nachgegeben, um beim ersten Eintritt in eine neue Familie mir nicht den Verdacht eines Mangels an männlicher Festigkeit zuzuziehen; indeß das dringende Bitten meiner Eltern nöthigte mich eine Parthie zu nehmen, die damals eben nicht in meinem Charakter lag. Es ist beinahe ein Erfahrungssatz, daß wir desto seltener unserer Wünsche froh werden, je heißer sie sind.

Unter meinen Ehestandskreuzen waren Krankheiten der Kinder und besonders meiner ältesten Tochter die bedeutendsten. Sie ist ein Beweiß, daß die entschiedenste Lungensucht noch in der letzten Periode, wenn fast der Tod alle Augenblicke zu erwarten zu sein scheint, noch kurirt werden kann. Dieses Glück habe ich bei Kindern mehrmal gehabt, der Satz, daß die Lungensucht vor dreißig Jahren desto tödtlicher ist, hat also mancher Einschränkung nöthig. Lungensucht ohne hektisches Fieber ist freilich im höheren Alter nicht so gefährlich als in der Jugend. Lungensucht mit Fieber halte ich indeß gefährlicher in dem Alter, wo man mannbar wird, oder unlängst geworden, als in der früheren Jugend. In sofern aber zu einem Eitergeschwür der Brust vor dreißig Jahren viel leichter als nach diesem Zeitraume ein abzehrendes Fieber hinzu tritt, in so fern ist an der alten Behauptung allerdings nichts auszusetzen.

Die Erziehung dieser meiner Tochter ist eine meiner vorzüglichen Augenmerke, eine meiner angenehmsten Beschäftigungen und kostspieligsten Unternehmungen gewesen; daher der Gedanke, daß meine Abwesenheit mir auch

diese Plane durchkreuzt, diese Freuden der Zukunft beeinträchtiget, einer der quälendsten ist, die mich bisher beunruhiget haben. Ich hatte voriges Jahr einen gesetzten französischen Priester zum Hauslehrer angenommen — ob? doch wozu alle solche Fragen! — wozu solche Erinnerungen! — — Der Faden meiner Lebensgeschichte bedarf ihrer nicht. In Beziehung auf die letztere, bemerke ich nur noch, daß ich von häuslichen Sorgen bei meinem Einkommen und einigem Vermögen nie etwas wußte, ich konnte mit Anstand leben und überflüßiger Aufwand gehörte nie zu meinen Leidenschaften. Häußliche Zufriedenheit und der Wohlstand, welchen sie voraussetzt, war mein heißester Wunsch, war das Ziel wornach ich am sehnlichsten rang. Jeden Abend sich sorgenlos der Erholung eines durch kein Besorgniß beunruhigten Schlafes überlassen zu können, gehörte zu jenen Glückseligkeiten, die ich nicht nur der Vorsehung vorzüglich gern verdankte; sondern die auch schon als angenehme Vorstellung meine Zufriedenheit mit meinem Schicksale erhöhten.

Ich würde hier eine Menge für den Leser unterhaltender und selbst rührender Begebenheiten, die sich in meinen Lebenspfad hineingeflochten, noch erzählen können; allein da ihre Beziehung aufs Ganze von keiner Bedeutung ist; und sie andern noch lebenden Personen eine Kränkung verursachen würden; da selbst manche Handlung durch ihre öffentliche Aufstellung ihren sittlichen Werth verlieren würde: so wird man es billigen, wenn ich mehrere Vorfälle, so gern sie auch manche hier antreffen würden, übergehe. Ich eile daher um so mehr zum Schlusse des Jahres 1796, da ich für meine litterarische Laufbahn, so wie für den litterarischen Proceß, welchen ich 1795 hatte, eigene Abschnitte bestimmt habe. Damals war es, wie ich von Sner. Excellenz, des in Schlesien und Südpreußen dirigirenden Ministers, Herrn Grafen von Hoym zu meinem bisherigen Physikate ein zweites doppelt einträgliches Kreisphysikat in einem angränzenden südpreußischen Kreise erhielt. Diese Zulage setzte mich in den Fall, daß ich nun mit den Deputaten, und Gehalten, welche ich aus einigen gräflichen Häusern zog, über sechs hundert Thaler jährlichen fixen

Einkommens außer meiner Praxis hatte. Ich konnte den Plan machen, in der Folge bei herannahendem Alter und nachdem ich meine Kinder einst versorgt haben würde, die Praxis aufzugeben und mit einigem Nebenzuflusse von meinen feststehenden Revenüen mein Haus auszuhalten. Dies war eine von jenen Perspektiven, die mir für die Zukunft eine mehr als beruhigende Aussicht darboten.

Große Unfälle habe ich übrigens, außer dem Tode meiner ersten Frau, den Krankheiten und Todesfällen mehrer Kinder bis zum Jahr 1797 nicht erlitten; meine Gesundheit wurde zwar in den letzten Jahren etwas wankend: allein noch hielt man mich immer für einen Mann von so viel dreißig Jahren, als ich vierzig zählte. Jedoch fühlte ich seit einiger Zeit deutlich, daß dieser Schein trüge. Wenn seit dem December vorigen Jahres der Glaube an alles, was man moralisch gewiß nennt bei mir fast ganz verloschen wäre, so würde ich mich gar nicht wundern; ich bin daher in mancher Beziehung so schnellgläubig

geworden, daß ich fast befürchten muß, man mache mir heute weiß, meine Schenkel seien von Marmor oder von Glas. Allein jener Satz aus der Rockenphilosophie, das Unglück kommt nicht allein hat sich über alles bei mir bewahrheitet. Es war im December als ich das letztemal aus dem Adelnauer Kreise, dem ich nun als Physikus vorstand, nach Hause kam. Hier traf ich meine älteste Tochter sehr und meine Frau, welche äußerst nahe an ihrer Entbindung war, gefährlich krank. Mit der Besserung der ersten ging es schnell, desto zögerhafter zeigten sich einige gute Hofnungen bei der letzteren. Hierzu trat noch eine Krankheit meines Bedienten, und eines Dienstmädchens. Wären die Umstände dieser Personen nicht so verschieden gewesen, so hätte man glauben sollen, es herrsche etwas epidemisches in meinem Hause. Ich bemerkte endlich täglich deutlicher, daß auch in mir sich ein böser Stoff entwickle, dennoch wohnte ich noch in den ersten Tage dieses Jahres ein Paar Diners bei, wobei ich blühte, wie es nur selten der Fall ist, wenn man vierzig passirt ist. Niemand wollte mir es glauben, daß mein Befinden wenig oder nichts tauge. Endlich kam es zum

Liegen, meine Frau war noch nicht entbunden und brachte den größten Theil der Zeit im Bette zu. Nachdem ich an Flußfieberzufällen einige Tage gelegen hatte, schien ich mich etwas zu bessern. Das Verlangen mehrerer Kranken nöthigte mich, einige kleinere Reisen vorzunehmen. Es gieng besser als ich glaubte, aber der Erfolg war desto schlimmer. Nun überfiel mich ein Schleimfieber, ich wurde schlecht, so schlecht, daß ich andere Aerzte zuziehen mußte und ohne Ausnahme alle die Anstalten traf, wenn man den nahen Tod zu befürchten hat. Gerade wie es mit mir am schlimmsten war, erfolgte die Entbindung meiner Frau von einem Sohne. So sehr ihre Kräfte schon vor der Entbindung gelitten hatten, so sprang doch mir den zweiten Tag das gute Weib schon persönlich bei. Dieses alles auszuhalten war viel, und doch war es nur das Vorspiel von größeren Scenen, die ich im letzten Abschnitt erzählen werde. Ist es nun nicht wahr: **das Unglück kommt nicht allein!**

Fünfter Abschnitt.

Litterarische Laufbahn.

Ich gesteh' es gern, daß durch einen bedeutenden Zeitraum meines Lebens die Schriftstellerei bei mir herrschende Leidenschaft gewesen. In den allerletzten Jahren nöthigte mich freilich auf der einen Seite der so sehr zunehmende Umfang meiner Praxis, und auf der andern die Abnahme meiner Augen diesem Drange Schranken zusetzten. Ohne jenen fast leidenschaftlichen Hang zu litterarischen Arbeiten wäre es denn auch wohl nicht leicht möglich gewesen, daß ich bei meinen unausgesetzten Landreisen zu Kranken so viel hätte liefern können. Nichts setzte mich in solches Feuer

als ein neuer umfassender Gedanke, ein Plan von einiger Bedeutung — dann zitterte durch jede Nerve das Verlangen zur Ausführung, und war die Hauptsache einmal zu Pappier gebracht, so wurde endlich auch ein Aufsatz oder gar ein ganzes Werk, auch wohl in einem Gebiete, worinn ich mich noch nicht versucht hatte, daraus. Es mag sein, daß Ruhmsucht, besonders bei meinen ersten Unternehmungen, viel Theil hieran hatte; ich brauche dies so wenig zu läugnen als der große Friedrich sich nicht schämte einzugestehen, daß sie eine der vorzüglichsten Beweggründe seiner Thaten gewesen ist. Allein so viel ist gewiß, in den späteren Zeiten war ihr von dem Drange nach wissenschaftlicher Beschäftigung und von einer gewissen schriftstellerischen Liebhaberei sehr viel von ihrem Gebiete abgewonnen worden. Selbst den Gewinn eines Honorars werde ich nicht als Beweggrund manches Unternehmens verläugnen: indeß weder Ruhm noch Geldsucht konnte meine Nerven so durchdröhnen, konnten mich zu so enthusiastischen Aufopferungen hinreißen; ich kann daher annehmen, daß Liebe zu den Wissenschaften wenigstens die Hauptspringfeder ist, welche mich

in solche Thätigkeit versetzt hat. Ich wünschte das Verlangen, etwas Gutes zu wirken, als die erste der Quellen meiner rastlosen Arbeitsamkeit angeben zu können: dies würde mich unendlich freuen; indessen mein Gewissen und meine Erinnerung würden mir im gleichen Grade widersprechen. Wahr ist es, daß ich dem Zwecke des Guten als Schriftsteller manches schwere Opfer gebracht habe; wahr, daß ich mir nie erlaubt habe der Wahrheit, der Tugend, dem allgemeinen Besten, mit einem Worte der guten Sache auch nur im geringsten zu nahe zu treten; wahr daß man in meinen Schriften keine Spur von jenen niedrigen Maximen antrift, die dieses ehrenvolle Geschäft zur Rabulisterei, zur gallsüchtigen Rachbegierde, Schmähsucht u. d. aber auch zu verführerischen Darstellungen so oft in unsern Tagen herabwürdigen; wahr, daß ich sehr oft um der Güte des Zweckes Willen diese oder jene Arbeit unternommen habe. Alles dies reicht aber nicht zu, mir das ehrenvolle Zeugniß geben zu können, daß ich im Allgemeinen bei meiner schriftstellerischen Laufbahn vorzüglich ein so erhabnes Ziel vor Augen gehabt hätte. Wenn ich wünschen muß, daß mir

jedermann Gerechtigkeit wiederfahren lassen möchte, so will ich doch nicht besser scheinen als ich bin, und noch weniger wollte ich mich nur um ein Haar besser zeichnen als ich zu sein glaube.

In Wien schrieb ich die oben angeführte unbedeutende Abhandlung, um über meinen Stil das Urtheil mehrerer Menschen ohne mich als Anonymus zu kompromitiren, hören zu können. Dort sammelte ich Data in den Bibliotheken zu einer Medicinalgeschichte des Wolferlei (Arnica montana L.) In Trachenberg lieferte ich 1777 eine Uebersetzung von Collins Wahrnehmungen über die gedachte Pflanze; auch fügte ich derselben nicht nur die Erfahrungen, welche man vor Collins Bemerkungen in den medicinischen Jahrbüchern aufgezeichnet hat, sondern auch eigne Beobachtungen bei. Im Jahr 1780 ließ ich zwei Leichenreden auf den Fürsten und die Fürstin von Hatzfeld abdrucken.

Damals fieng ich an Psychologie, in welcher ich noch ganz fremd war, besonders aus französischen Schriftstellern zu studiren. In Militsch setzte ich dieses fort, und nun nahm ich auch deutsche Philosophen immer mehr zu Hülfe. Der Tod des Fürsten und der Fürstin von Hatzfeld veranlaßten die erste meiner schriftstellerischen Arbeiten an diesem Orte, nämlich die zwei Leichenreden auf dieses durchlauchtige Paar. Zufällig kam mir hierauf Herders Abhandlung über den Ursprung der Sprache zu Händen; sie führte mich auf so manche Reflexionen über die Kraft des Tons und seines Zeitmaßes als Elemente der musikalischen Rührung. Ich las meine Vorgänger unter den dentschen, englischen und französischen Philosophen, wobei mir die Yverdoner Encyclopädie gute Dienste that; ich legte mich auf die hierzu nöthigen Einsichten in die Theorie der Musik und arbeitete im Verlauf von ein paar Jahren meine psychologische Abhandlung über den Einfluß der Töne und ins besondere der Musik auf die Seele aus; sie erschien zu Breslau bei Korn dem ältern. Ich war schüchtern bei diesem Eintritt in die philosophische Welt,

daher schickte ich das Manuskript vor dem Abdruck an einen unserer ersten Denker, unserer edelsten Deutschen im ganzen Sinn des Worts. Die tief eindringenden Ausstellungen, welche ich im Antwortschreiben erhielt, bewogen mich zu einer Ueberarbeitung des Ganzen; sie waren ein Muster einer Recension in nuce. Die allgemeine deutsche Bibliothek, das Journal für Denker, ein philosophisches sehr strenges Journal, welches in der Schweitz damals herauskam (dessen Namen ich jetzt bei der Entfernung von meiner Bibliothek nicht genau angeben kann) und mit einem Worte — alle Recensenten behandelten diese Erscheinung mit einer bedeutenden Auszeichnung. Wie sehr mich dieser erste Beifall auf einer Bahn, wo ich so schüchtern aufgetreten war, geschmeichelt hat, wird man ohne meine Erinnerung vermuthen. Ha, der junge ruhmsüchtige Mann glaubt seinen ersten litterarischen Lorbeer selten zu theuer um den Schweis eines Jahres et quod excurrit, erkauft zu haben!.

Im Jahr 1785 kündigte ich eine Schlesische Blumenlese unter dem Titel Bardenopfer an; es erschienen davon zum Theil unter andern Titeln drei Jahrgänge. Der erste wurde stark darüber getadelt; daß Arbeiten, die es nicht verdient hätten, aufgenommen zu werden, sich in demselben befänden. Selbst eine meiner Oden auf die ich mir nicht wenig zu Gute gethan, wurde ziemlich sehr in Anspruch genommen. Zu diesem Tadel war allerdings Grund da, allein man nahm es freilich etwas genau, um mich auf der meta fervidis evitata rotis, vorsichtiger zu machen. Indeß dies wollte mir und dem zahlreichen Anhange, den mir diese Erscheinung unter den angehenden Dichtern verschaft hatte, damals nicht in den Sinn. Der Verlag machte mir Schwierigkeiten in Hinsicht auf die Fortsetzung, denn die Provinz war in die Länge hierzu etwas zu klein und das Ausland hatte bereits berühmtere Anstalten von dieser Art, ich gab also dieses Unternehmen auf. Es hatte für mich den guten Nutzen, daß vieles, was mir auf Seiten der Kritik, der Aesthetik, der Diktion zu folge meiner schlechten Schulausbildung mangelte, damals nachgeholt wurde. Da ich als

Herausgeber der Blumenlese bei einem Theile der Liebhaber der Dichtkunst in einen gewissen Kredit kam: so wendete man sich mit seinen Produkten nachher oft an mich, um mein Urtheil zu erfahren, seine Fehler angewiesen, verbessert u. s. f. zu sehen. Auch dadurch arbeitete ich mich immer mehr ins Reine, im Gebiet der Aesthetik, und Lücken, die hier und da noch aufklaften, wurden ausgefüllt. Dies Letztere war besonders der Fall in Hinsicht auf die lateinischen Klassiker und die Schöngeister vom ersten Range in den lebenden ausländischen Sprachen. Zwar hatte ich bereits in Trachenberg hierin einigen Anfang gemacht. Eben so verhielt es sich mit dem fleißigen Lesen der meisten gelehrten Zeitungen. Da sich der Nutzen desselben, vorzüglich in Rücksicht auf Litteratur und Kritik, bei mir sehr bald auf eine sehr entscheidende Art zu Tage legte: so ließ ich mich nichts abhalten, diese Lektüre fleißig fortzusetzen.

Medicin, Philosophie, schöne Wissenschaften waren in der ersten Hälfte meines Aufenthalts zu Militsch die Lieblingsfächer,

worinn ich mit der Zeit möglichst Schritt zu halten suchte. Ja ich war selbst bemüht, mir in den beiden ersten Fächern einen bedeutenden Theil der besten Werke anzuschaffen. In den schönen Wissenschaften schränkte ich mich indeß auf die alten Klassiker um so mehr ein, da ich aus der gräflichen von Burghausischen Hausbibliothek zu Sulau die neuern Dichter täglich zu meinem Gebrauch haben konnte. Die gedachte Sammlung war mir, bei der Geneigtheit ihres edlen Besitzers, jedermann zu unterstützen, in einer Gegend, die von dieser Seite etwas steril ist, eine große Hülfsquelle mich in der Litteratur zu behaupten. Dennoch setzte mich das Mancherlei meiner schriftstellerischen Geschäfte oft sehr durch Büchermangel in Verlegenheit. Meine Hausbibliothek wuchs von Jahr zu Jahr: allein ich hatte immer nur einen Tropfen zur Stillung meines Durstes zur Hand; wenn die Männer an der Quelle in vollen Zügen der Einladung ihres Gaumens Genüge leisten konnten.

In der zweiten Hälfte der Dekade von 80 schrieb ich die Frau ohne Vorurtheil und noch einige andere ästhetische Werke, ohne denselben meinen Namen vorzusetzen. Ich glaube nicht, daß es der größere Theil meiner Leser gern sehen würde; wenn ich mit der bisherigen Umständlichkeit fortführe, den Referenten meiner litterarischen Produkte zu machen, die auf den Faden meiner Lebensgeschichte weiter keinen nähern Bezug haben. Daher will ich mich darauf einschränken anzumerken, daß die gedachten Schriften, obgleich verschiedene derselben viel Recensentenlob erhalten hatten, keine Sensation von einigem Belang gemacht haben.

Noch in eben diesem Zeitraum machte ich einen sehr falschen litterarischen Kalkül. Ich wollte aus meiner so abgeschiedenen Gegend ein Journal auf meine Kosten dirigiren. Ich setzte mich daher mit einem großen Theile unserer besten und berühmtesten deutschen Köpfe in allen Fakultäten, ja in allen Fächern, kann ich sagen, in Korrespondenz; ich sparte keine

Kosten. Weil ich aber nichts vom Buchhandel und dem Gange solcher Geschäfte verstand, so übersah ich ganz, was ich leicht hätte zum voraus berechnen können, daß nämlich meine Entfernung von den Stapelörtern der Litteratur, von meinen sämmtlichen Mitarbeitern, vom Druckorte ein Unternehmen, welches nur durch die Sensation des Augenblicks bestehen konnte, schlechterdings müsse scheitern machen. Die Apologien, dies war der Name dieses Unternehmens, dessen Plan und Ausführung man in acht bis neun Recensionsanstalten ungemein gelobt hatte, zogen mir daher, wie es nicht anders sein konnte, durch den ersten Jahrgang einen Schaden von einigen hundert Thalern zu. Mit Schaden wird man klug! Nun weiß ich, wie viel Lage und Nebenumstände in unsern Tagen zu manchem litterarischen Unternehmen beitragen können! Der Zweck dieses Journals gieng gegen den gelehrten Aristocratismus, welcher damals sein Unwesen trieb, und viel Unheil stiftete. Meine Mitarbeiter schaften mir einen Verleger, um diese neue Erscheinung unter einer andern Form wenigstens fortsetzen zu können. Letzterer hörte auf zu zahlen, und der Schaden wurde meiner Seits

noch größer. Ich machte noch einen Versuch meine Idee durchzusetzen, aber die Lage meines Aufenthalts würde deren noch zehen eben so vereitelt haben.

Hierauf schrieb ich Originalbemerkungen über die in unsern Tagen am meisten im Schwange gehenden Rindviehsterben. Dieses Werk wurde von mir, nachdem ich dazu auf vorläufige Einsicht und Prüfung des Manuskripts die Genehmigung erhalten, dem königlichen Preußischen Obercollegio medico zu Berlin gewidmet. Die Recensenten nannten es klassisch und ich hoffe, so lange man das Veterinairfach betreiben wird, soll man einer auf mehr als hundert Ausbrüchen von Viehsterben beruhenden zwanzig jährigen Erfahrung Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Diese Schrift kam leider in eine Buchhandlung, welche so eben eingieng; außerdem würde sie gewiß in noch größern Umlauf gekommen sein. Bei einem Buchführer von großen Geschäften macht oft ein schlechter Artikel sein Glück und die

beste Arbeit kommt nicht selten unter einer entgegengesetzten Konstellation nicht einmal recht zur Notiz des Publikums.

Da ich mich nun einmal in das Veterinarfach, in wie fern es den Physikus angeht, hineingeworfen, da ich mir durch die gedachte Schrift Kredit in diesem Fache verschaft hatte: so wurde ich von mehreren Seiten angegangen, Recensionen und Journalaufsätze über diesen Gegenstand zu liefern. Der würdige Pyl in Berlin hat das meiste von meinen Arbeiten dieser Art dem Publikum mitgetheilt. Mehrere Jahre nach der Erscheinung von meinen Originalbemerkungen gab ich bei Rottmann in Berlin Kameralprincipien über Rindviehsterben heraus. Sollte mich je mein Loos auf eine Universität führen, so würde ich hierüber den Kameralisten und Physikatskandidaten Vorlesungen halten. Seit Erscheinung dieser Werke hat sich mir noch eine außerordentliche Gelegenheit dargeboten, meine Erfahrungen in diesem Fache zu erweitern; indem in dem Fürstenthum Trachenberg vor einigen Jahren auf eine mörderische Art die wahre Viehpest oder Löserdörre

herrschte. In diesem Fache ist freilich noch das meiste zu leisten, da ich die Litteratur desselben bereits kenne und vielleicht an Erfahrung im Großen nur wenigen nachstehen darf, so würde ich mich gern demselben widmen. Man sollte hier die Pferdekrankheiten, in wie fern sie nicht den Physikus angehen, von den Epizootien, welche eigentlich allein zu dem Reßort des letzteren gehören, im öffentlichen Vortrage absondern.

Zu Ende des vorigen Jahrzehends arbeitete ich auch noch eine Preisschrift über die zweckmäßigste und am mindesten kostspielige Ausbildung der Wundärzte zur innerlichen Praxis, welche bei der kurfürstlichen Academie der Wissenschaften zu Erfurt mit der von Rödererschen den Preis davon trug. Hierauf schickte mir die gedachte Academie auch das Diplom als Mitglied zu. Späterhin hat die kaiserl. königliche Academie der Naturforscher mir ebenfalls diese Ehre erzeigt. Um eben diese Zeit ließ ich Kabale im Civil-

dienst und einen kleinen orientalischen Roman abdrucken.

Zu Anfang des jetzigen Jahrzehends faste ich den Entschluß, über Polen ein Werk zu liefern und diese Arbeit wo möglich noch auf Schlesien und eine oder die andere angränzende Provinz auszubreiten. Ich hatte die polnischen Sitten, die Verfassung und einen Theil von Großpolen während meiner Praxis in diesem Lande kennen gelernt, und in jenen meiner Schriften, die als Fortsetzung der Apologien anzusehen sind, hierüber mehrere Aufsätze geliefert, welche die Recensenten mit ausgezeichnetem Beifalle beehrt hatten; dies brachte mich auf diesen Gedanken. Ich las nun alle meine Vorgänger über Polen und nahm mir vor, im Jahr 1791 zu diesem Behuf einige Reisen zu machen. Da indeß mein Plan in der Folge mehr zur Reife kam, so bestimmte ich mich, Polen, Böhmen und Schlesien in vorzüglicher Hinsicht für den Ausländer so zu bearbeiten, daß man es als eine Art von Reisebeschreibung ansehen könnte,

welche nicht nur wie gewöhnlich den merkwürdigern Theil der Provinz, sondern das Merkwürdige überhaupt liefert. Auf diese Art konnte ich alle die Details, welche jede Topographie langweilig und weitschweifig machen, weg lassen. Fast scheint es, daß ich den für den inländischen, besonders aber ausländischen Leser interessantesten Gesichtspunkt richtiger als irgend einer meiner Vorgänger gefaßt habe. Der gewöhnliche Reisebeschreiber kann immer nur nebenbei einiges von dem, was außerhalb seiner Tour liegt, nach andern Notizen mitnehmen, und der Leser muß daher durchgehends einen großen Theil des Merkwürdigen entbehren. Mein Ziel war also, Topographien für Ausländer zu liefern. Man sagt, ich hätte hier und da diesen Gesichtspunkt etwas verloren und zu sehr den Inländer vor Augen gehabt; dies will ich nicht läugnen: allein ein kleines Opfer, der logischen Präcision gebracht, hebt oft gleich einer Dissonanz den Eindruck des Ganzen. Wer zu ängstlich nach der Regel arbeitet, raubt wirklich sehr oft seinem Produkte mehr als ihm durch die strengere Beobachtung der Logik zu statten kommt. Möchte man mich — dies

ist mein Wunsch — indeß doch nicht etwa in einer Behauptung, die sich auf viele Erfahrung gründet, mißverstehen! Sie muthwillig zu verdrehen — dieser Spaß steht jedem frei.

Die Wahl des Merkwürdigen und die Ausführung — ei, da kann man mit Recht ausrufen: hic Rhodus, hic salta. Der Begriff der ersten ist äußerst relativ; mithin eben so schwankend. Die letztere geht bei jedem einzelnen Manne, er sei auch das erste Genie, wenn sie das Merkwürdige auch nur so ziemlich umfassen soll, weit über die Spähre menschlicher Kräfte hinaus. Wer kann im gleichen Grade Litterator, Statistiker, Geschichtforscher, Naturforscher, Mineraloge, ästhetischer Mahler, Technologe, Kaufmann im höhern Sinne, Oekonom, Pädagoge, mit einem Worte, Künstler in allen Fächern der Kunst, Gelehrter in allen Fächern der Gelehrsamkeit — wer kann dies sein! und dies muß man sein, wenn man sagen wollte, man ist diesem Plane gewachsen. Eine ziemliche Annäherung an das Ziel der Vollkommenheit ist daher das einzige, was man verlangen kann. Dieser durch Nachsicht so heruntergestimmten

Forderung muß ich es auf Seiten der Recensenten zuschreiben, daß man meine Nachrichten über Schlesien, Böhmen und Polen in allen unsern angesehensten kritischen Blättern mit einer solchen Auszeichnung behandelt hat, daß ich jetzt im Auslande bei einer Zusammenkunft mit fremden Gelehrten mich nur für den Verfasser dieser Werke ausgeben darf, um ein günstiges Vorurtheil, um auf das Zutrauen welches man einem Manne von anerkannter Wahrheitsliebe nicht versagt, rechnen zu dürfen. Ist diese Erwähnung Eitelkeit, so vergebe man sie einem Unglücklichen, dem es Pflicht ist, sich bei seiner jetzigen Lage durch etwas Angenehmes oder Schmeichelhaftes, so oft es sich thun läßt, selbst aufzurichten; wenn er nicht auch physich ein Opfer seiner Schicksale werden soll.

Meinem Plane zufolge lieferte ich also in jedem der gedachten drei Werke zuerst das Allgemeine der Verfassung, der Litteratur, der Statistik, des Handels u. s. f. und zum Beschluß gab ich eine topographische Uebersicht der Merkwürdigkeiten im Einzelnen. Bei Polen blieb ich hinter meinem Plane am weitesten

zurück, weil es hier an Quellen gebricht. Demungeachtet hat die allgemeine deutsche Bibliothek, welche hierüber eine Bogenlange Recension geliefert hat, diese Arbeit für die beste, welche wir in dieser Hinsicht bis auf ihr Datum besitzen, anerkannt. Ich nahm zum Behuf dieser Schrift eine Reise nach Krakau bis in die Gallizischen Salzwerke zu Wilitzka vor, wobei ich einen Theil von Kleinpolen bereisete. In Beziehung auf Schlesien hoffe ich meinem Ideal mich am meisten genähert zu haben. Ich kannte vorher den größten Theil dieser Provinz, und reisete dennoch 1791, nachdem ich mich gehörig vorbereitet hatte, zweimal Oberschlesien und eben so oft Niederschlesien, und zwar jedesmal in einer andern Richtung quer durch. Hierbei durchkreuzte ich das Riesengebürge und mehrere Orte wo sich Schlesische Gesundheitsbäder und Brunnen befinden.

In Böhmen ist mehr vorgearbeitet als man glaubt. Nachdem ich den größern Theil davon studirt hatte, begab ich mich aus dem Schlesischen Gebürge nach Prag und von da gieng ich über Dresden zurück nach Mi-

lisch. Uebrigens hatte ich Böhmen schon 1773 einmal durchreiset. Ehe ich aber an diese Arbeit gieng, las ich nun noch diejenigen Werke, welche ich erst in Böhmen als dienlich zu diesem Behuf kennen gelernt hatte.

Die Mayersche Buchhandlung in Salzburg übernahm den Verlag. Ich weiß aber nicht, woher es kommt, daß in Breslau so wie in Berlin keine Exemplare zu haben sind. Die Gehrsche Buchhandlung hat mir es mehrmal geklagt, daß sie ihres wiederholten Verlangens ungeachtet nicht damit sei versehen worden; sie allein würde außerdem einen recht beträchtlichen Absatz in Schlesien davon haben machen können. Wenn es so ist, so kann das gesuchteste Buch zu Makulatur werden. Der Abdruck wurde beinahe auf ein paar Jahre durch die Verlagshandlung wegen des damaligen Mangels an Pappier verspätet; dieser Umstand machte, daß manche Thatsache nicht mehr auf das Jahr der Erscheinung dieser Schrift paßte. Auch verloren die Nachrichten über Polen dadurch jenes Interesse, welches die Konstitution von 1791 in ganz Deutschland denselben früher verschaft haben würde.

Es geschah wirklich aus Schüchternheit, daß ich diesem Werke meinen Namen nicht vorsetzte, ich fürchtete, die kritischen Areopage würden mir vorwerfen, daß ich mich auf etwas eingelassen hätte, welches weit über meine Kräfte hinaus gieng. Im Inlande machte ich von meiner Vaterschaft dieser Kinder kein Geheimniß, ja ich sendete Exemplare davon sobald sie erschienen waren, unter meinem Namen an mehrere Prinzen des Königl. Hauses, so wie auch an verschiedene Preußische Minister.

Die Kuhschen Gedichte, ein Opus posthumen, lieferte ich vor einigen Jahren in Gemeinschaft mit dem, durch mehrere gut aufgenommene Schriften dem Publikum bekannten Herrn Hirschel.

Im Jahr 1796 gab ich bei Gehr Kauschs erste Fortsetzung seiner Nachrichten über Schlesien, Böhmen und das ehemalige Polen heraus. Der Verleger versicherte mich auf der Leipziger Jubilatemesse selbst, daß sie, besonders in Schlesien, ihr Glück mache. Bereits sind mir erst zwei (empfehlende) Recensio-

nen darüber zu Gesicht gekommen. Was übrigens den litterarischen Proceß betrift, welchen mir die Nachrichten über Schlesien zugezogen haben, wird man im folgenden Abschnitt lesen.

Dies ist das letzte Werk, welches ich bis zum heutigen Datum der Presse übergeben habe. Man wird diesem zufolge ohne meine Erinnerung annehmen, daß ich zu Ende der Dekade Achtzig und nachher meine Studien nicht mehr auf Medicin, schöne Wissenschaften und Philosophie eingeschränkt habe. Allerdings beschäftigten mich, besonders vor mehreren Jahren, außerdem noch alle die Fächer, über welche man in den gedachten Nachrichten Reflexionen, Bemerkungen, Resultate u. d. m. findet. Die Kantische Philosophie, welche zufolge einiger meiner gedruckten und ungedruckten Aufsätze vor zehen Jahren mein Lieblingsstudium war, ist sehr zurück gesetzt worden; die neueren Produkte unserer Schöngeister sind mir mehr historisch als anschaulich bekannt. Die Medicin

vindicirte sich nachher einen größeren Theil meiner Zeit als ehedem; einmal verlangten die Veränderungen, welche sich hier und da im System äußerten; dann verschiedene andere Verbindlichkeiten, die ich als Mitarbeiter, Recensent u. d. in diesem Fache übernommen hatte, daß ich mich mit Nachdruck anstrengte, mir von meiner fortschreitenden Nährmutter keinen Vorsprung abgewinnen zu lassen. Ueber Browns und Darvins neue Systeme war ich schon 1795 zufolge eines Auftrages des Herrn Prof. Jacob zu Halle entschlossen, einen Pendanten zu meinem Aufsatze gegen Hertz über den Schwindel zu liefern. Das heißt, ich wollte alle meine Unbefangenheit und alle meine Geistesenergie ohne alle Rücksicht auf jeden, noch so theuern, Zeitaufwand aufbieten, um in philosophisch-medicinischer Hinsicht etwas Gründliches dem Publikum hierüber vorzulegen; ich hatte bereits auch viel vorgearbeitet: allein es blieb beim Vorsatz, beim Versprechen. Der praktische Arzt ist zu wenig sein Herr um auf die Erfüllung irgend eines seiner Vorsätze von der Art rechnen zu dürfen; überdem traten bei mir gerade damals auch noch andere Hindernisse ein.

Sollte ich weitläuftiger über meine litterarische Laufbahn werden, so würden meine Leser dabei eben so wenig als bei einer trockenen Anführung der Büchertitel meiner Werke ihre Rechnung finden. Ueberdem wäre mir das letztere, da ich von meiner Büchersammlung entfernt bin, selbst hier in Leipzig unmöglich, man müßte denn sich mit dem Ungefähren statt dem Richtigen begnügen wollen. Daher ich dem bisherigen nur noch hinzuzufügen habe, daß man noch in mehr als einem Dutzend von Journalen und Recensionsanstalten, medicinische, philosophische, ästhetische, veterinarische, artistische, kritische, statistisch-geographische u. d. Aufsätze oder Recensionen von meiner Feder antrift.

Sechster Abschnitt.

Litterarischer Proceß im Jahr 1795.

Zu den merkwürdigern Vorfällen meines Lebens gehört der litterarische Proceß, welcher mich 1795 bedrohte; überdem hat derselbe Bezug auf die große Katastrophe, womit meine Leser im folgenden Abschnitt genauer bekannt werden sollen. Daher sehe ich mich auch genöthiget, von ihm hier in einem eigenen Abschnitte eine etwas umständlichere Nachricht meinen Lesern mitzutheilen.

Meine ausführlichen Nachrichten über Schlesien gehören zu jenen Werken, von welchen man ihrer Natur nach vollkommene Richtigkeit weder in den Thatsachen noch in

den Räsonnements verlangen kann. Davon waren selbst alle Recensenten sehr überzeugt; denn außerdem hätte man sie unmöglich in den kritischen Areopagen mit so viel Auszeichnung behandeln können. Ich selbst behauptete dieses schon in der Vorrede. Wo alles, was Kunst, alles was Wissenschaft ist; alles was man mit einem Worte in einem ganzen Lande merkwürdiges antrift, in den Plan gehört: dort kann es ohne falsche Data und Fehlblicke nicht ablaufen. Dies bringt die Natur der Sache mit sich, der Beweiß a priori liegt schon in der Endlichkeit eines Schriftstellers und a posteriori ist es selbst durch Friedrich des zweiten l'histoire de mon tems, eines unserer ersten klassischen Werk aufs Neue dargethan worden, daß Belege zu dem errare humanum in einem solchen Falle unausbleiblich eintreten müssen. Wer kann alles wissen, alles richtig wissen! Wer kann in allem gleich stark sein! Nicht nur in dieser allgemeinen Ueberzeugung, sondern besonders in dem individuellen Gefühl meiner Beschränktheit erboth ich mich mithin bei dieser Gelegenheit schon zum voraus zu der Berichtigung, jener Stellung,

wo ich etwa gegen die objektive Wahrheit verstoßen dürfte.

Bei Gelegenheit als ich von den katholischen weltpriesterlichen Bildungsanstalten zu Breslau sprach, ihre Fehler aufdeckte, und andere dorthin gehörige Punkte abhandelte: beschuldigte ich den geistlichen Rath, Herrn L. überspannter Grundsätze. Dieser verlangte von mir in einem Schreiben öffentliche Satisfaktion und auf den Verweigerungsfall bedrohte er mich mit einem fiskalischen Processe. Ich erklärte mich in meiner Antwort zu allem dem willig, was sich bei dieser Lage der Sache thun ließ: allein an einen Widerruf war freilich nicht zu denken. Hierauf machte der gedachte geistliche Rath eine Klage gegen mich bei der hochpreißlichen Königlichen Kriegs- und Domainenkammer anhängig. Hier wurde derselbe abgewiesen.

Damit man aber nicht glaubt, daß ich ohne Grund den katholischen Priesteranstalten

in Schlesien Vorwürfe gemacht habe, so brauche ich mich nur auf meine Schrift Kauschs Fortsetzung seiner Nachrichten über Schlesien, Böhmen und das ehemage Polen. 1796. Breslau bei Gehr und C. zu beziehen. Dort findet man es durch authentische Dokumente zu Tage gelegt; daß ich gewiß der Sache nicht zu viel gethan habe. Indeß weit mehr als alles dies beweiset meine Behauptung der Umstand, daß jetzt auf Anordnung Sner. Durchlaucht des Fürstbischofs zu Breslau (Prinzen von Hohenlohe Bartenstein) eben diese Institute und besonders jene Priesterbildungs-Anstalt, welche unter dem Namen des Alumnats bekannt ist, eine radicale Umschaffung erhalten. Ueber die Nothwendigkeit einer solchen Verbesserung waren alle aufgeklärte katholische Geistliche in Schlesien, welche den Fortschritt der Litteratur in ihrer Konfession kannten, mit mir einverstanden; alle diejenigen aber, welche aus Unkunde am Alten hiengen und wohin allerdings bei weitem die größere Zahl gehört, hätten mich nicht lieber verketzert. Ich mußte damals von manchem Schwächlinge hier

und da einen Scheelblick ertragen; ja man erlaubte sich es sogar in meiner Famile Unzufriedenheit über mich anzuzetteln und meine Ruhe von dieser Seite zu untergraben. Mein Lob selbst gab einen üblen Geruch, es wurde den Männern, die es unter der Geistlichkeit verdient hatten, zur Last, oder gar gefährlich. Meine Anhänger unter dem Klerus mußten daher bei mir bei Nacht, wie sich einer selbst ausdrückte, gleich dem Nicodemus einsprechen. Viele schrieben mir gar nur anonym, ihren glühenden Dank für das Gute, welches ich gestiftet hätte; andere baten mich inständig ihren Namen als Erklärte für meine These nicht laut werden zu lassen. Allein ihre Zahl und die Anerbietungen zu Unterstützungen wuchsen nachher auf einmal zu einer Zeit, wo ich nicht geneigt war einen Schritt zu thun, um nicht etwa dem wohlthätigen Einfluß einer neuen Konstellation durch einen Vorgriff in den Weg zu treten. Indeß wurde mir es doch immer einleuchtender, daß die Klasse der Fortschreitenden, weil sich ihre Zahl und ihr Enthusiasmus in gleichem Grade vermehrten, bald die Oberhand über die — ich will nicht sagen Obskuranten — also über die Ver-

fechter des antiquirten Systems — erhalten würden! Auf eine unbestimmte Zukunft hin war es zwar schon immer zu berechnen, daß man meiner Sache Gerechtigkeit wiederfahren lassen würde; allein dieser Zeitpunkt schien nun mit großen Schritten näher zu rücken. Jedoch schmeichelte ich mir dennoch nicht mit der Hofnung, daß so bald unter dem neuen Fürstbischof mein schönster Wunsch in Erfüllnng gehen würde als es nun wirklich der Fall ist. Jetzt müssen freilich diejenigen, welche oft so scheel auf mich herabsahen, beschämt zurücktreten. Ei und was hatte ich behauptet, was hatte ich verlangt! — Nichts als Sätze, Verbesserungen, die anderwärts lange schon ohne Ausnahme Platz genommen haben! Allein das, was anderwärts geschieht, kann jener nicht wissen, der nicht liest, oder nur einseitige Schriftsteller zu seinen Führern wählt. Alles dieses, dessen ich zum Theil bereits schon oben Erwähnung gethan, mußte ich hier nothwendig dem Leser in Erinnerung bringen; weil er außerdem die wahre Lage der Sachen in Hinsicht sowohl auf meinen Proceß als die Folgen desselben nicht gehörig einzusehen im Stande sein würde. Nun fahre ich fort,

nachdem ich so viel pränotirt habe, den Hergang meines Processes zu erzählen.

Nachdem mein oben gedachter Kläger mit seiner Sache war abgewiesen worden, verbreitete sich im Publikum das Gerücht, daß ich wegen meiner Nachrichten über Schlesien in fiskalischen Anspruch genommen werden sollte. Da indeß nach mehreren Monaten nichts erfolgte, so wendete ich mich selbst an Sne. Exc., den in Schlesien dirigirenden Minister, Herrn Grafen von Hoym. Auf meine Vorstellung der ganzen Lage der Sachen erhielt ich zur Antwort, daß man zufolge der offenen Art, wie ich zu Werke gegangen, zwar überzeugt wäre, daß ich keine bösen Absichten gehabt habe; es würde mich aber doch wegen der Sache der Privatorum und weil ich zu einem im Auslande (in Salzburg) gedruckten Buche nicht Censur im Inlande nachgesucht hätte, der Königliche General-Fiskal, Herr Berger zur Verantwortung ziehen. Hieraus schien sich denn doch zu ergeben, daß der oben gedachte Kläger seinen Zweck nicht

ganz verfehlt hatte; weil die Sache der Privatorum zugleich vorkommen sollte. Daher ich denn auch nicht unterlassen durfte, dem Verlauf dieser Angelegenheit die Erzählung der oft berührten Klage voranzuschicken.

Da ich auf diese Art sicher gestellt war, daß man die Rechtlichkeit meiner Absichten höhern Orts anerkenne: so konnte ich dem Ausgange meiner Angelegenheit ruhig entgegen sehen. Ich erhielt hierauf unter Bekanntmachung dessen, worüber ich mich zu vertheidigen hätte, von dem Herrn Generalfiskal Berger eine Vorladung. Nach dieser Lage der Sachen und da das Königl. Preuß. Censuredikt die Worte exclusive Schlesien an seiner Stirne führt; da ferner auch kein anderes Verbot Schriften, die auswärts gedruckt werden sollen, vorher in Inlande censiren zu lassen, zu meiner Notiz gekommen war: so schien nach meiner Einsicht der schlimmste der zugewärtigenden Fälle dieser zu sein, daß mir aufgegeben würde, einige Stellen öffentlich zu berichtigen. Indeß wäre ich doch dieser unangenehmen Sache gern los geworden. Ich schmeichelte mir daher, durch eine Snr.

Exc. dem dirigirenden Herrn Minister einzureichende Vorstellung diesen Zweck um desto gewisser zu erlangen, je weniger für mich schlimme Folgen bei der Einleuchtung der Schuldlosigkeit meiner Absichten weiter noch zu befürchten waren. Diesen Weg schlug ich unter dem freiwilligen Anerbieten ein, alles das, was mir nun als irrig seitdem bekannt geworden, in einer in nächst kommender Messe zu liefernden Fortsetzung zu berichtigen. Letzteres konnte mir nicht schwer werden, da ich dadurch mich nur zur Erfüllung einer Pflicht, die mir meine Wahrheitsliebe schon für jeden Privatmann einband, im Allgemeinen verbindlich machte. Mein Gesuch wurde bewilliget, und der Proceß bis zur Erscheinung meiner gedachten Fortsetzung unterdrückt.

Sobald diese Fortsetzung erfolgte, wurde derselbe völlig niedergeschlagen und meine vorher verboten gewesenen Nachrichten über Schlesien wurden sogar dem Publikum zum Lesen wieder frei gegeben. Meine Nachrichten und ihre Fortsetzung ist in den Händen des Publicums, es kann sich also leicht näher von diesem Vorfall überzeugen. Ich wür-

de mich noch kürzer hierüber gefaßt haben, wenn ich nicht genöthiget gewesen wäre, durch den Hergang der Sache meine Leser auch gegen den entferntesten Verdacht sicher zu stellen, daß in diesem Processe vom Freiheitsschwindel oder von Revolutionssucht u. d. die Rede sein konnte; denn sonst würde man gewiß meine Nachrichten nicht wieder frei gegeben haben. Wenigstens wird auch der einem Hoym eine so inkonsequente Handlung nicht zutrauen, welcher ihn selbst nur nach dem Rufe seiner Einsichten kennt. Ach wie hart ist es, wenn ein Mensch auch nur durch die schlichte Erzählung seiner Schicksale sich genöthiget sieht einem solchen Verdachte zu begegnen! Ungeachtet ich meinen Namen auf meine Nachrichten über Schlesien, Polen und Böhmen nicht gesetzt hatte: so hatte ich doch nicht unterlassen, mehreren Königlichen Prinzen und Ministern ein Exemplar zu überreichen und mich denselben als Verfasser bekannt zu machen. Daher denn auch von selbst der Verdacht wegfiel, daß ich irgend ein unrichtiges Datum mit Fleiß ins Publikum hätte bringen wollen.

Wer übrigens auch meine Nachrichten

nicht gelesen hat, wird sich aus den darüber erschienenen Recensionen erinnern, daß man sie wohl in Beziehung auf Schlesien als einen Panegyrikus des Preußischen Regierungs-systems, aber nicht als das Produkt eines gegen die bestehende Verfassung eingenommenen Mannes ansehen kann. Aus diesem Grunde halte ich es denn auch sehr überflüßig durch Darlegung der Akten diese Bogen anzuschwellen. Ich habe gelobt und mit glühender Wärme gelobt, was meinen Beifall hatte; was ihn aber nicht durchgehends hatte, habe ich mit jenem Anstande behandelt, unter welchem das Preußische Landrecht alle bestehenden Anstalten selbst dem öffentlichen Tadel zum großen Vorzuge des Preußischen Scepters Preis giebt. Wer wird dem Schriftsteller es verargen, wenn er dort freimüthiger zum Besten des Vaterlandes spricht, wo es ihm die Gesetze erlauben! Das Landrecht räumt dem Preuß. Schriftsteller bedeutende Rechte ein. Die Befugniß, die bestehenden Landeseinrichtung tadeln zu können, wird Preußen einer Seits immer gegen jeden Vorwurf des Preßzwanges schützen, und die Grundsätze, welche im Landrecht in Beziehung auf jene

Schriftsteller, die über ein Werk (freilich nicht Pasquille) in Anspruch genommen werden können, festgesetzt worden, werden die letzteren andrer Seits gegen jede Kabale im rechtlichen Wege sicher stellen. In Beziehung auf Autoren finden folgende, immer noch selbst unter den Schriftstellern wenig bekannte, Principien hier statt.

Verfasser, die nebenbei in ihren gelehrten Werken sich Injurien (sie mögen angehen, wen sie wollen) haben zu schulden kommen lassen, die also nicht zu den Pasquillanten zu zählen sind, werden beurtheilt als Partheien, die bei gerichtlichen Verhandlungen zur Sache nicht gehörige Vorwürfe ihrem Gegner machen. Daraus folgt, daß derjenige Autor, welcher wegen seines Themas zur Sache gehörige Vorwürfe jemand macht, so wenig eine Injurie, wenn seine Vorwürfe anders wahr sind, als ein Beschuldigter, welcher bei gerichtlichen Verhandlungen seinem Gegner zur Vertheidigung etwas unangenehmes vorhält, begehe. Ja wenn die

zur Sache zwar gehörigen, aber unwahren Vorhaltungen sträflich sein sollen, so muß zufolge dem deutlichen Buchstaben des Landrechts auch noch ein mäßiges oder großes Versehen in Erforschung der Wahrheit auf Seiten derjenigen, die sie angebracht haben, statt finden. Wendet man auch dieses auf den Schriftsteller an, so sieht man, daß er gewiß nicht Ursache hat, sich über das Gesetz zu beschweren. Ueberdem wird zur Injurie allenthalben im Landrecht der animus injuriandi, die böse Absicht, als zu Tage liegend vorausgesetzt.

Diesem zufolge begründet hier das Nichtgehörigsein zur Sache und die böse Absicht das Dasein einer Injurie. Geht das erstere ab, so kann es durch die Falschheit der Angabe ersetzt werden; denn auch ein falscher, zur Sache aber gehöriger Vorwurf ist beim Schriftsteller (vom Pasquillanten ist nicht die Rede) hinreichend, ihn nach dem Preußischen Landrecht zum Injurianten zu machen. Allein bei vorhandener Falschheit der ehrenrührigen Beschuldigung wird auch noch zum Dasein einer Injurie erfordert, daß die Wahrheit ohne ein großes oder doch mäßiges Versehen im

vorliegenden Falle hätte entdeckt werden können. Eben so moderat sind die übrigen Grundsätze in Hinsicht auf schriftstellerische Sünden; daher man mir gewiß Recht geben muß, wenn ich behaupte, die Schriftsteller haben nicht im geringsten Ursache, sich über irgend eine drückende Beschränkung auf Seiten des Landrechts zu beklagen. Da, seitdem der neue Kodex der Gesetze existirt, dieser Punkt noch nicht sehr zur Sprache gekommen, so schmeichle ich mir, viele meiner Leser werden mit dieser kleinen Digression nicht unzufrieden sein.

Nun muß ich meinen Lesern noch zu erzählen nicht unterlassen, daß ich zwar alles Schriftliche in diesem Processe selbst gearbeitet habe; daß aber der zu Petrikau in Südpreußen damals lebende ehemalige Kriegsrath Herr Zerboni als Jurist mein Konsulent in dieser Sache gewesen. Er ist als Stiefbruder meiner ersten Frau mein Stiefschwacher, auch hatte ich von jeher von seinem Talent eine gute Meinung; dies sind die Grün-

de, warum meine Wahl auf ihn fiel. Ich schrieb ihm daher in diesem Zeitraum sehr oft über diesen Gegenstand. Indeß da ich im Sommer 1795 erfuhr, daß er nach Breslau über Kempten und Wartenberg reisen würde, so hatte ich noch überdem den heißen Wunsch, mit ihm in Wartenberg zusammen zu kommen, um so manches, welches für das Schriftliche zu weitläuftig gewesen wäre, mit ihm mündlich abzuthun. Hierzu gab ich ihm beim Erzpriester, Herrn Libor zu Wartenberg, ein Rendesvous in einem meiner Briefe. Damit er aber nicht Ursache zu haben glauben sollte, diesen Ort zu unserer Zusammenkunft abzulehnen, so fügte ich dieser Aufforderung folgendes bei.

Der Herr Erzpriester Libor ist ein heller Kopf, ganz aufm rechten Wege, dort können wir frei konfabuliren, ohne daß Sie zu befürchten haben, daß von Ihrem Antheil etwas ruchtbar werden dürfte (oder könnte).

Diese Stelle würde ich übrigens nicht der Mühe Werth halten hier anzuführen, wenn sie nicht auf mein Schicksal einen solchen Ein-

fluß gehabt hätte, daß ich mich im folgenden Abschnitt (wo man auch, die zwar schon jetzt leicht zu errathende Ursache finden wird, warum ich mich gerade so und nicht anders ausdrückte) noch oft auf sie werde beziehen müssen.

Noch bemerke ich zum Beschluß dieses Abschnittes, daß so wie meine Nachrichten mir Freunde zu Tausenden unter den edelsten Menschen aller Klassen gemacht haben; mir auch durch sie hier und da mancher Feind nicht nur im geistlichen sandern auch im weltlichen Stande, dem meine gerade Offenheit in dieser oder jener Hinsicht in den Weg trat, zu Theil geworden. Veritas odium parit, ist ein Satz, den die Geschichte aller Völker und aller Zeiten bewahrheitet.

Siebenter Abschnitt.

Abführung nach Spandau — Aufenthalt daselbst — Verhör — Darstellung der Schuldlosigkeit — der Verdachtlosigkeit. — Entlassung von Spandau.

Endlich komme ich zum letzten Abschnitt, zu jenem Abschnitt meiner Lebensgeschichte, welcher meist aus einer Gallerie von Gemählden des menschlichen Elends besteht. Eh' ich an diese Arbeit gieng, habe ich mein Blut zu besänftigen, meine Nerven zu beruhigen, der Anwandlung erschütternde Scenen recht erschütternd zu zeichnen und durch die schreiendsten Dinten den Wahrheitsausdruck meines Pinsels zu erhöhen — so viel es möglich ist,

Schranken zu setzen gesucht. Meine Stimmung ist gegenwärtig so kühl und so heiter als sie es unter einem beständigen Wechsel von Beklemmung und Unruhe, gewiß nur selten sein dürfte. Mithin darf ich hoffen, daß ich den strengen Forderungen, welche ich in Hinsicht auf diesen Abschnitt an mich selbst gethan habe, das möglichste Genüge gerade in diesem Zeitraum leisten werde. Ich würde gewiß nicht einmal den Stiftern meines Unglücks, wenn ich sie auch noch so gewiß kennen sollte, eine Kränkung verursachen. Aus Rache — ei, der Himmel wird meine Sittlichkeit auch unter den seltsamsten Einladungen nicht so weit fallen lassen. Aus Nothwendigkeit — Ha, diese ist gottlob noch nicht eingetreten! Ueberdem gebietet mir, warum sollt' ich es nicht sagen! die Klugheit gebietet mir schon mit aller möglichen Vorsicht zu Werke zu gehen. Mann erwarte daher nicht, daß ich meine Sache in ihr vortheilhaftestes Licht setzen werde; nein man kann vielmehr annehmen, daß ich mich selbst lieber oft in einem gewissen Dunkel würde stehen lassen, als alte Feinde gegen mich noch mehr aufzubringen, als neue Feinde mir zuzuziehen. Das was ich sagen

werde, wird mehr als zureichen, nicht nur meine Schuldlosigkeit sondern auch meine vollständige Verdachtlosigkeit zu begründen. Und — wozu braucht es mehr! Man muß nie vergessen, daß ich nicht zu jenen gehöre, die außer den Händen der Verzweiflung gar keinen Anker mehr zu ihrer Rettung erblicken; nein! ich hoffe—ei, ich verwette meine Kopf darauf noch einst in mein Vaterland zurück gerufen zu werden. Ob früher oder später — ob zu spät? — wissen die Götter! Allein auch nur daran zu zweifeln dies würde mich schon bei so großer Einstimmigkeit über den Charakter des wohlwollendsten der Könige vor dem Tribunal meines Gewissens verantwortlich machen. Und muß nicht selbst jede hohe Landesregierung in diesen meinen Anstrengungen der Mäßigkeit, um meinem Zurückruf auf keine Art ein Hinderniß in den Weg zu legen, den entschiedensten Beweis meines guten Gewissens finden! Welch ein Thor müßte ich sein, wenn ich mich auch bei der entferntesten Möglichkeit, daß sich in der Folge noch ein Beweis gegen mich aufdecken könnte, in die Gefahr setzen wollte, zeitlebens nach einer Vestung verwiesen zu werden! Ha, auf diesen Fall

würde ich mit beflügelten Schritten jenen Gegenden entgegeneilen, wo eine solche Unsicherheit in unsern Tagen ihr Azyl zu finden gewohnt ist! Alles dies kann zwar keine Beziehung auf meine Aeußerung über das Betragen des Souverains gegen mich haben; denn hier ist es nicht Politik, die mir meine Schritte vorzeichnet, hier leitet mich die Unwandelbarkeit meiner Gesinnungen, die unbedingte, durch mein eignes Schicksal noch nicht ein haarbreit verrückte, Ueberzeugung von dem hohen Edelsinn seines wohlwollenden Herzens; sie ist es allein, welche meine Feder hier so und nicht anders führt. Wenn andere in einem solchen Falle die Maxime, alte Feinde aufzubringen, neue herbei zu ziehen, aus den Augen gesetzt haben, so muß man nicht vergessen, daß ihre Sache auch oft so schlecht stand, daß sie den Spielern gleichen, die nichts mehr zu verlieren hatten. Allein der Mann, dessen Angelegenheit durchaus rechtlich ist, darf auch bei den niederschlagensten Aussichten die frohen Auspicien der Hofnung nicht aus seinem Augen verlieren.

Man wird also hier nur eine nackte Erzählung eines Faktums, dessen Erwähnung

man bereits in so vielen öffentlichen Blättern gelesen hat, mit den eben so nackten Gründen finden, welche meine gute Sache hell und klar zu Tage legen. Vergebens würde man sich mithin nach Scenen der schönen Darstellung, nach extasischen Explosionen des Schmerzes nach juristischen Aufstutzungen umsehen — gewiß sehr vergebens! Der Letzteren scheine ich überhaupt ganz und gar nicht zu bedürfen, indem selbst Männer vom ersten Rufe in Deutschland behaupten, ich hätt'es blos mit dem Tribunal des gesunden Menschenverstandes zu thun.

Man erinnere sich aus dem Ende des vierten Abschnitts der bedauernswürdigen Lage, worinn sich mein ganzes Haus im letztverstrichenen Winter in Hinsicht auf körperliche Leiden befand. Kaum schienen sich im Monat Februar auf allen Seiten bessere Aussichten zu eröfnen, kaum war ich so weit herstellt, daß ich mit Anstrengung einen und den andern Kranken zu besuchen im Stande war: so stürzten nach weit härtere Schläge der Vor-

sehung mein ganzes häusliches Glück mit einem Male zu Boden. Es war am sechszehnten Februar des Morgens, als ich von dem zu Militsch garnisonirenden Rittmeister, Herrn von Könitz des Husarenregiments von Lestock unter dem Vorgeben, daß er sich nicht wohl befinde, ersucht wurde ihn zu besuchen. Nachdem ich vorher eine sehr gefährliche Officiersdame, welche sehnsuchtsvoll meiner Besserung entgegengesehen, und eine noch gefährlichere alte Hebamme besucht hatte, begab ich mich zu dem gedachten Herrn Rittmeister; ich fand ihn schlecht aussehend, weil er meines Vorfalls wegen die Nacht hindurch als edler Menschenfreund schlaflos zugebracht hatte. Es war der Herr Auditeur des Lestockschen Regiments und der Herr Lieutenannt v. Pilsingsleben aus der dortigen Garnison gegenwärtig. Nach einem kurzen Eingange eröfnete mir H. v. K. daß er mich auf allerhöchste Königliche Ordre arretiren solle. Seine Rührung war so sichtbar, daß ich auf diesen Vortrag zur Antwort gab; „Seien Sie ruhig, „Herr Rittmeister, mein Gewissen ist so rein, „ganz so rein, daß ich nichts in der Welt zu „befürchten habe: aber mein kränklicher Kör-

„per, meine Frau, meine Tochter!“ Der Herr Rittmeister fuhr fort: „Ich soll Sie nach Guhrau, wo der Stab steht, abführen lassen.“ Das weitere meiner Reise verheelte mir dieser Edle, so wie auch die Herren Officiers, welche mich begleiteten, damit ich nicht auf einmal, bei meiner Schwachheit zu sehr niedergebeugt werden sollte. Ich vernahm nun, daß ich nicht mehr nach Hause gehen durfte, man forderte mir die Schlüssel von meinen Papieren ab, und ich mußte mich ausweisen, daß ich nichts von meinen Papieren in meinen Taschen bei mir trüge. Bei der Nachfrage nach meinen Schlüsseln sagte ich: „Meine Frau „wird Ihnen alles übergeben; sie hat alle Schlüs„sel, und die meisten meiner Papiere sind oh„nehin unverschlossen:“ Nun wurde ich befragt: was ich an Sachen mitzunehmen verlangte? Ich forderte zuerst der Gemächlichkeit wegen, der ich als Reconvalesant so sehr bedürftig war, meinen eigenen Wagen, einen Beutel mit Einhundert Reichsthalern, von welchen ich wußte daß er noch unentsiegelt, wie ich ihn erhalten hatte, da lag, eine gut gefüllte Börse, Wäsche, Betten, einen Leib- und Umhänge-Pelz, und da gerade Landestrauer war, einen

schwarzen Anzug u. d. m. Alles dies wurde mir bewilliget. Der Herr Rittmeister begab sich nun mit dem Herrn Auditeur zu meiner Frau, beide versprachen, daß sie alles Ersinnliche anwenden würden, sie und meine älteste Tochter zu beruhigen. Herr von Pilsingsleben blieb bei mir gegenwärtig. Indeß trank ich Thee und aß eine Suppe.

Der Herr Rittmeister kam mit dem Worten zurück: „Nun muß ich es glauben, daß „Sie nichts zu fürchten haben; ihre Frau ist „so kontenancirt, wie es eine Frau unter sol„chen Umständen nur sein kann; sie behaup„tet, sie kenne alle Ihre Geschäfte und es wäre „unmöglich, daß man Ihnen etwas zur Last „lege.“ Diese Nachricht, daß meine Frau sich männlich betragen hatte, machte mir viel Freude. Allerdings hatte mich dieser jählinge Schlag sehr gerührt, allein da ich überzeugt war, ich hätte nichts in der Welt als üble Folgen für meine Gesundheit zu fürchten: so rafte ich mich um so mehr zusammen. Ich behaupte kühn, unter Tausendeu wird es gewiß sehr wenige geben, die bei so viel Schwäche auf Seiten ihres körperlichen Ichs ein

solcher Vorfall so wenig, als es bei mir der Fall war, niederbeugt. Indeß gebe ich dies ganz und gar nicht für Seelenstärke, für hohen Heroismus aus: mein gutes Gewissen, das mens concia recti und das Bischen meiner psychologischen Kenntnisse, welches mir an der Hand stand; dies sind die beiden Stützen, denen ich meine Aufrechterhaltung und, ich kann wohl sagen, mein Leben zu verdanken habe. Es wird daher der Mühe lohnen, für andere Unglückliche, die Maßregeln, deren ich mich bedient habe, und die sich wirklich sehr probat bewiesen haben, in diesem Abschnitt bei so mannichfaltiger Veranlassung nach allen ihren Modificationen zu detailliren. Nicht nur bei einem ähnlichen, sondern fast bei jedem andern schwarzfarbigten Ereigniß kann man sich derselben gewiß mit dem beste Erfolge bedienen. Sind sie neu? — nein, dies sind sie eben nicht, aber sie gehörren zu jenen fruchtbaren Wahrheiten, die man auf keinen Fall zu oft wiederholen kann. Es war mir in eben dieser Rücksicht willkommen, daß ich meine Frau und meine älteste Tochter nicht mehr sprechen konnte. Wie hätte mich dieser Abschied, diese Tren-

nung gerührt! Eine solche Scene würde mir bei meiner noch sehr bedeutenden Kränklichkeit höchst wahrscheinlich einen tödlichen Rückfall zugezogen haben; denn ich war weit entfernt, einer von jenen Reconvalescenten zu sein, die nach ihrer Krankheit besser als vorher sind. Ich war wirklich noch sehr fieberhaft, meine Eingeweide schienen, wie es auch noch heute der Fall ist, im hohen Grade verstopft, wo nicht noch schadhafter zu sein; ich litt noch an einem heftigen Ohrenklingen, und an ermattenden Nachtschweißen. Daher bedrohete mich damals noch auf eine sehr beunruhigende Art ein abzehrendes Schleichfieber. Ich bot also alle meine Kräfte auf, mich durch keine Rührung übermannen zu lassen; ich suchte, wie ich es nachher umständlicher aus einander setzen werde, bald in Zerstreuungen, bald im Hinblick auf das Angenehme eines recht glorreichen Ausganges, bald in den Freuden des Widersehens, bald in Ermunterungen zum unbedingten Zutrauen auf das Einleuchtende meiner guten Sache, besonders aber in der entschlossensten Hinwegwendung von den Scenen meiner Verlassenen, bald auf dieser bald auf jener Seite allen den Trost und Beistand, dessen man so bedürftig ist,

wenn man sich in solchen Lagen weder durch die Waffen der Empfindsamkeit noch der Verzweiflung selbst aufopfern will.

Da ich in den mit Vorspann bespannten Wagen stieg, kamen meine Dienstbothen mit strömenden Augen herbei um vollends aufzupacken. „Seyd gescheid, ihr Leute — waren „meine Worte — weinet nicht, denn wir „werden uns bald wiedersehen!“ Ein Theil der Stadteinwohner hatte sich versammelt meine Abreise zu sehen, darunter gab es auf allen Seiten bestürzte Physionomien in allen Schattirungen des Ausdrucks. Hier stand man sprachlos, wie versteinert; dort äußerte man die sprechendsten Bewegungen der Theilnahme; Nachbaren kamen ohne Hüte athemlos mir noch bis in die Vorstadt — nicht nachgeeilt sondern nachgesprungen, um mir ihren Abschied zuzuwinken; kranke Damen ließen sich aus ihren Betten ans Fenster bringen, mir mit der Hand ihr theilnehmendes Lebewohl zu versichern. Ha, dies war ein schöner rührender Anblick! Ich allein äußerte eine mehr frohe als niedergebeugte Gemüthsstimmung. Hierinn mochte freilich etwas Zwang liegen; denn

die Begebenheit blieb doch immer unangenehm. Es lag mir aber daran, meine theilnehmenden Freunde durch einen heitern Blick zu trösten und denselben zu ihrer eigenen Aufrichtung meine Ueberzeugung von der vollständigsten Unschuld recht deutlich zu erkennen zu geben; es lag mir ferner daran mich selbst durch diesen Kunstgriff aufrecht zu erhalten. Der Officier, Herr von Pilsingsleben, welcher mich begleitete, sagte; „Diese einstimmige „Theilnahme muß ihren Herzen viel Freude „machen.“ Ich erwiederte: „Nein, ich muß „eiskalt dabei bleiben, ich darf mich darüber „nicht einmal freuen; dies würde mich Be„klemmung, Freudenthränen und zuletzt große „Rührungen kosten, und jede solche Erschüt„terung könnte leicht meiner kränklichen Ma„schine den Garaus machen.“ Ich durfte mir wirklich weder angenehme noch unangenehme Seelenbewegungen unter solchen Umständen erlauben; die ersten würden auch, nachdem das Gleichgewicht der Seele durch sie einmal wäre aufgehoben worden, sehr bald in die letzteren übergegangen sein Angenehme Empfindungen sind ein Gegengift gegen das Nagende des Schmerzes: allein sentimentalische süße Rührun-

gen, welche aus einer mit dem Schmerz verwandten Quelle herfließen, taugen hier gar nichts. Man muß der weichlichen Empfindsamkeit zu jener Zeit, wo man so sehr männlicher Standhaftigkeit bedarf, als Wege versperren.

Die militärische Bedeckung von zwei Husaren oder Dragonern oder zwei Mann Fußtruppen, blieb mir indeß nicht nur den ersten Tag hindurch, sondern während des größten Theils meines Weges allerdings ein Stein des Anstoßes, mit dem meine sonstige apathische Kaltblütigkeit nicht so leicht fertig werden konnte.

In den Ortschaften meiner Gegend äußerte sich hier und da etwas ähnliches von Verwunderung und Theilnahme als zu Militsch, und mein Betragen blieb eben dasselbe. Nachdem ich einige Meilen gefahren war, nahm meine körperliche Schwäche zu und einige Schaalen Kaffe waren kaum im Stande mich aufrecht zu erhalten. Wer es dann nicht wußte, daß ich erst auf'm Tode gelegen hatte, konnte meinen wankenden Schritt beim Umspannen und mein schlechtes Aussehen für Folgen des Schreckens ansehen; auch mochte

wohl ein gewisser Antheil des letzteren hieran nicht ganz abzuläugnen sein. Uebrigens gieng es über alle meine Erwartung, daß mein Körper eine Reise von mehr als sechs starken Meilen ununterbrochen aushalten konnte.

Nun fieng ich dann immer mehr an über die Möglichkeiten, welche mir ein solches Schicksal zugezogen haben möchten, nach zudenken. Aus allem, was durch meinen Kopf in solcher Hinsicht rollte, ließ sich aber noch keine Wahrscheinlichkeit, die im Verhältniß als Ursache zur Folge steht, herauskalkuliren. Noch wußte ich nicht, wo ich von Guhrau hingebracht werden würde. In Herrnstadt war es bei unserer Ankunft schon ganz finster; ich war nun von der Fatigue der Reise in gleichem Grade erschöpft und erhitzt. Der anwesende Regimentschirurgus des Lestockischen Husarenregiments, Herr Stephani fand, daß ich ohne Gefahr diesen Abend nicht weiter reisen könnte, er ertheilte mir daher ein Attest, welches noch diesen Abend nach Guhrau mit einer Ordonanz abgeschickt wurde, und wir reiseten erst den folgenden Morgen ab. Meine Studien über die Ursache des Transports und die Unergründlichkeit der Sache blieben dieselben. Diesen

Tag wurde unsere Tour nur bis Guhrau fortgesetzt, ich nahm etwas Medicin und da ich die vorige Nacht wegen der mich quälenden Unruhe über mein Schicksal nur einige Stunden geschlafen hatte, so erholte ich mich jetzt durch eine recht erquickende Mittagsruhe. Hier so wie auf der ganzen Reise hatte ich einen Officier mit einem oder zwei Soldaten aus der Garnison des Orts zur Wache. Den achtzehnten verließ ich Guhrau unter einem Zuströhmen der Volksmenge, meine Reise gieng mit einem Beiwagen, wegen des so eben von Militsch erst eingetroffenen Kastens meiner versiegelten Schriften bis nach Glogau. Von Guhrau aus begleitete mich bis an den Ort meiner Bestimmung der Herr Lieutenannt von Wulfen von eben diesem Regimente. Meine Ankunft zu Glogau trübte etwas meine bisherige Heiterkeit, über welche sich Herr von Wulfen immer so sehr gefreut hatte. Ich war der Meinung, daß ich hier verbleiben würde. Sobald ich aber bemerkte, daß die Reise weiter gieng, stärkte mich die Ueberzeugung mächtig, daß ich in Gottes Welt von diesem Vorfall nichts böses zu befürchten hätte. Denn je gefährlicher nun der

Anschein immer wurde, desto sicherer war ich, daß man sich an mir irre. Ich sagte oft zu mir selbst: Möglich ist es, daß du von einem deiner Feinde, den du dir etwa durch deinen Wahrheitssinn zugezogen hast, in Rücksicht auf ein gesagtes Wort oder auch eine geschriebene Zeile, welches oder welche man entweder verdreht oder falsch verstanden hat, bist angegeben worden; so etwas kann jedem Rechtschaffenen wiederfahren, und ihm allenfalls bei aller Unschuld einige Unannehmlichkeiten zuziehen. Allein, hier muß mehr zum Grunde liegen; du kannst also ganz ruhig sein. Nichts — gar nichts von Bedeutung, es sei auch was es wolle, kann dir nur im entferntesten zur Last gelegt werden. Dieser letzte apodiktische Satz gab mir, wie gesagt, durchgehends desto mehr Kraft, je schlimmer der Anschein war, welchen die Sache gewann.

Bei meiner Abreise von Glogau dachte ich mir Frankfurt an der Oder, Berlin, auch wohl zwischendurch das so fürchterlich verschrieene Spandau als das Ziel mei-

ner Tour. Erst in Frankfurt erfuhr ich durch ein dem Vorspannbesteller entfallnes Wort, daß unser Weg nach Spandau gehe. Dies war zwar ein Blitzstrahl, der mir durch die Seele fuhr; allein er that nachher meiner Ruhe weiter keinen Eintrag. Meine Gesundheit hatte unter der Begünstigung des schönsten Wetters von Tag zu Tag zugenommen; Schlaf, Eßlust, Heiterkeit machten sehr merkliche Fortschritte. Wer dies sah, oder auch nur hörte, konnte dann nicht anders als für meine Schuldlosigkeit ein gutes Vorurtheil bekommen. Daher ich vielleicht um so mehr von dem sämmtlichen Militair auf eine recht vorzügliche Art behandelt wurde. Ich muß gestehen, daß dieser Vorfall, wobei ich fast immer unter militarischen Händen war, meiner Würdigung der Humanität dieses Standes einen solchen Emporschwung gegeben hat, daß ich seitdem im Ganzen allenthalben ihren Lob- und Schutzredner mache. Ach, man muß erst viel gelitten haben, um die ganze Schönheit einer Tugend fühlen zu können, die das achtzehnte Jahrhundert vor allen seinen Vorgängern auf die ehrenvollste Art auszeichnet! Den Dank, zu welchen mich dieser Stand

während des ganzen Zeitraums, wo ich seiner Aufsicht anvertraut war, aufgefordert hat, diesen Dank entrichte ich ihm hiermit ein für allemal im Angesicht Deutschlands auf das feierlichste. Die Hülfsbedürftigen, welche mir als Arzt aus diesem Stande künftig in die Hände kommen dürften, sollen es erfahren, wie tief ich in dieser Hinsicht gerührt bin, wie angelegen es meinem Herzen ist, von dieser Seite mich einer schönen Pflicht zu entledigen!

Der Umstand, daß ich Frankfurt, wo ich noch nie gewesen war, ohne es näher kennen zu lernen, wieder verlassen mußte; dann der zweite, daß unsere Reiseroute nicht über Berlin gelegt war, kränkte mich nicht wenig. Daraus kann man abnehmen, wie sehr ich mich beruhiget haben mußte, weil kleine Unannehmlichkeiten, so bald die Seele sehr leidet, gar nicht gefühlt werden. Zweimal wurden wir zwischen Frankfurt und Spandau mit einem bedeutenden Schaden auf Seiten meines Wagens umgeworfen. Nur durch die Unterstützung edler

Menschenfreunde wurden wir in Stand gesetzt, die Reise bald wieder fortzusetzen.

In Panckow nahe bei Schönhausen erhielten wir unser letzteres Vorspann vor Spandau. Hier war ich auf der ganzen Reise am meisten außer Fassung. Die Nähe an dem Orte meiner Bestimmung, welchen man aus einem gewissen Vorurtheil in Schlesien nicht ohne eine Art von Schauder zu nennen pflegt, schien meine besten Gründe zur Festigkeit allerdings etwas wanken zu machen. Ich konnte mir dies selbst nicht verheelen, ob gleich ich nicht weiß, ob sonst jemand an mir diese Veränderung bemerkt hat. Es half nichts, daß sich mein Geist überzeugte, daß ich nichts in der Welt zu fürchten hätte, das Fleisch war hier schwach. Freilich mußte sich doch eine Furcht meiner Seele, ihrer Ueberzeugung ungeachtet, bemächtiget haben; denn so unwillkührlich auch jene Anwandlungen waren, wodurch mein Körper an mir zum Verräther wurde, so lag die Quelle derselben doch gewiß auf Seiten des bessern Theils meines Ichs. Sollten denn die dunkeln, nicht bis zum Bewußtsein sich erhebenden Ideen, wodurch man sonst

solche Erscheinungen erklärt hat, wirklich so wenig in in rerum Natura gegründet sein als manche der Neueren behaupten? Sobald ich Panckow verließ, raste ich nochmals meine Geistesenergie zusammen, ich unterstützte sie selbst mit etwas Wein; und dies gelang mir in der Art, daß ich mich völlig überzeuge, es sei noch nie irgend ein Staatsverhafteter mit mehr Heiterkeit und Gelassenheit zu Spandau angelangt, als es bei mir der Fall war. Meine Worte beim Einfahren in die Vestung waren: Noch ist kein Unschuldigerer über diese Brücke gefahren.

Ehe ich weiter fortfahre, muß ich denn doch nochmals einen Blick auf die heilsamen psychologischen Quellen werfen, woraus, der Schwachheit meines Körpers ungeachtet, ich so viel Gegengift gegen meine Leiden während meiner Reise geschöpft habe, daß meine Heiterkeit mit jedem Tage vielmehr zu- als abgenommen hat.

Gegen das Unglück, welches einmal da ist, habe ich in meinem Leben verschiedentlich eine bedeutende Stärke zu Tage gelegt; gegen

jenes aber, dem ich erst entgegensehe, fehlt es mir nicht selten an der nöthigen Standhaftigkeit. Der Blick in eine eben nicht lachende Zukunft konnte mich daher immer mehr beunruhigen als man es, wenn man mir etwas Lebensphilosophie nicht abspricht, hätte vermuthen sollen. Meine Beunruhigung in dieser Hinsicht nöthigte mich in meinem Leben oft bei dieser Lage der Sachen sogar den zukünftigen unangenehmen Fall mir lieber schon als gegenwärtig zu denken; dann war es mir nicht selten leichter ihn zu besiegen, als wenn ich ihn noch in jenen ungewissen Fernen, wo die Hofnung mit der Wirklichkeit im gefährlichen Kampfe ringt, erblickte. Da ich nun im gegenwärtigen Falle all das Unangenehme, welches ich mir denken zu können glaubte, schon als eingetreten ansah, da mir die Zukunft nichts als heitere Ansichten darboth; so belagerte mich mein feindseliges Geschick gerade von der Seite, wo es den größten Antagonism fand. Es ist mir übrigens sehr zweifelhaft, ob die gedachte Maxime auch bei vielen andern Personen eben diese gute Wirkung haben dürfte. Allein ein paar andere Maßregeln, die mir bei der bereits eingetrete-

nen Gegenwart eines Unfalls sehr oft und auch diesmal treflich zu statten gekommen, kann ich mit allem Rechte jedem meiner Leser empfehlen.

Ich betrachte den unangenehmen Vorfall aufs sorgfältigste in allen möglichen Beziehungen auf seine angenehmern Seiten und Folgen. Es giebt nur sehr wenige Unfälle, welche unter einer solchen Bearbeitung uns nicht mehrere erfreuliche Aussichten, obgleich sie meist in einer unsichern Ferne zu liegen pflegen, darbieten. In jenen Perspektiven lasse ich mein Auge so lange verweilen, bis es einen Standort entdeckt, auf welchem ihm die kohlschwarzen Dinten, womit die Einbildungskraft der Unglücklichen das Tableau der Gegenwart und Zukunft immer noch gräßlicher mahlt als es an sich selbst schon ist, verschwinden. Damit ist schon sehr viel gewonnen. Endlich findet sich, wenn die Beruhigung einmal so weit gediehen, meistens auch mehr als eine vorher übesehene Gruppe, auf der unser Auge sich mit einigem Wohlgefallen weiden

kann. Man klammert sich an sie an, man gewinnt sie lieb und das Bessere, was man eingebüßt hat, verliert einen Theil des Werthes, welchen man ihm vorher zuerkannte. War bei solchen Umständen meine Einbildungskraft so glücklich, für ihre Zauberlaterne einen recht guten Standpunkt anzutreffen: so ist es mehrmal der Fall gewesen, daß mir das, was mich vor Kurzem sehr beunruhigte, zu einer fast willkommenen Erscheinung geworden. Daher ist es nicht so ganz uneingeschränkt wahr, wenn der Engländer sagt. All power of fancy over reason, is a degree of insanity. Eine Illusion von eben der Art giebt den meisten unserer Trauerscenen einen Relief, den sie in der Natur nur sehr selten haben; man muß ihr mit ähnlichen Waffen entgegenarbeiten; wenn der Druck der Leiden uns nicht zu Boden stürzen soll. Hierbei gewinnt man der Göttin des Unglücks meist so viel Terrain ab, daß sie sich vergebens bemüht über uns den Meister zu spielen. Freilich aber muß man sich auch in Acht nehmen, daß die Verblendung, welche eigentlich nur das Gleichgewicht in der Seele herstellen soll, nicht den wahren Gesichtspunkt dessen, was für uns

das beste ist, verrückt. Außerdem dürften wir uns durch diese Beruhigung mehr schaden als nutzen; weil wir auf einen falschen Weg zur Betreibung unseres Glücks geleitet werden könnten.

Ferner bemühe ich mich, das Nachtheilige der unangenehmen Begebenheit nie anders als unter einem Verkleinerungsglase ins Auge zu fassen. Dadurch verliert es wenigstens einen Theil jener Vergrößerung, die ihm der Imaginationszauber in solchen trüben Stunden bereits meist schon beigelegt hat. Dieses Hülfsmittel raubt jener feindseligen Gottheit, die ihr Spiel mit den Schicksalen der Menschheit zu treiben gewohnt ist, gerade jene Streitkolbe: womit sie uns mit dem meisten Erfolge zu bedrohen pflegt. So liegt es meist nur an uns die bittersten Leiden uns wenigstens sehr erträglich zu machen; wer sich ihnen überläßt, ist mehr oder weniger verloren; wer aber mit Standhaftigkeit und einer Art von Heroismus denselben Trotz zu bieten weiß, mit dem werden sie nicht so leicht fertig werden. Ich kann aus Erfahrung sprechen, denn unter mehreren Tausenden von Menschen giebt es keinen Unglück-

lichen, der in seinem Leben binnen drei Monaten solche Prüfungen, wie die meinigen gewesen, ausgehalten hat. Und ich habe sie so ertragen, daß ich auf jene Erleichterung, welche mir bei meinen harten Schicksalen die Vorsehung hat zu statten kommen lassen, nicht ohne rührenden Dank — besonders im Hinblick auf das, was mancher minder Unglückliche oft leidet, zurücksehen kann.

Macht man von diesen, hier nur im allgemeinen angegebenen, zwei Maßregeln auf meine damalige Lage eine Anwendung, so ergiebt es sich, daß mich allerdings die Hofnuug eines glänzenden Ausganges meiner Sache, die Erwartung eines schönen Ersatzes über meine Unfälle trösten konnte. Die Theilnahme von Tausenden, die Freuden des Wiedersehens, die Aussicht das schöne Berlin, welches ich seit 24 Jahren nicht gesehen hatte, in kurzem auf eine Zeit zu besuchen; dort so viel Männer, die die Zierde der deutschen Litteratur sind, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen; dies waren die Puppen

mit welchen ich meine Einbildungskraft fleißig spielen ließ. Dieses Spiel war freilich oft chimärisch; ich satirisirte in dieser Beziehung nicht selten über mich selbst: allein es heiterte mächtig meine Seele auf, und für meinen hinfälligen Körper ward es durch Rückwirkung noch weit ersprießlicher als für meinen Geist. Hätte jener nicht einige Mal in Spandau merklich gelitten: so könnte ich sagen, ich wäre bis an den letzten Tag meines dortigen Aufenthalts ganz Mann geblieben. Allein so bald hier Anomalien eintraten, dann wurden meine Waffen aus dem Zeughause der Lebensphilosophie, wodurch ich meinen Feind sonst so glücklich bekämpfte, stumpf, mein Arm kraftlos — und ich hätte vielleicht erlegen, wäre ich nicht als Arzt so glücklich gewesen, meinen körperlichen Leiden wieder bald abzuhelfen. So groß ist dieser wechselseitige, bisher unerklärbare Einfluß.

Unter das illusorische Verkleinerungsglas hatte ich auf meiner Reise so manche Dinge zu bringen. Das Auflaufen in den kleinen Städten, das Begaffen, die beständige Aufsicht der im Waffengeschmeide befindlichen Wache, die Ein-

buße in meiner Einnahme, die Vermehrung meiner Ausgaben, die Freude einiger Schwächlinge unter meinen Feinden und dann besonders die unangenehme Empfindung von jedermann als Verbrecher angesehen zu werden, gehörten vorzüglich hieher. Ich würde übrigens zu weitläuftig werden, wenn ich hier alle die Kunstgriffe detailliren wollte, deren ich mich bediente, um durch mein Verkleinerungsglas diesen Auftritten die Gestalt des Spectri nefandi, umbra carentis zu rauben.

Allein ich ließ es hierbei noch nicht bewenden, sondern ich nahm auch noch zu den gewöhnlichsten Hülfsmitteln meine Zuflucht. Ich durfte nichts vernachläßigen; denn mein Körper war zu schwach; der Schlag war zu heftig, zu jähling um daß ich nicht alles zu befürchten gehabt hätte. Es mußten also zu jeder Art von Vertheidigunsmitteln Anstalten gemacht werden. Die Ueberzeugung von meiner Unschuld, welche ich nicht oft genug mir selbst recht lebhaft erneuern konte, Perspektiven, Heroismus, Chimären, reichten

freilich in zehen Augenblicken zu, mich aufrecht zu erhalten: allein im eilften bedurfte ich dann doch auch noch anderer Stützen um nicht zu Boden zu sinken.

Zu den gewöhnlicheren Hülfsmitteln zähle ich Zerstreuung, Vermeidung des Andenkens an alles das, was mich hätte durch Aufstellung rührender Scenen, welche Folgen meines Unfalls waren, erschüttern können — ferner religiöse Trostgründe. Die Reise selbst gab mir zur Zerstreuung, da ein Theil derselben in öden Waldgegenden sich hinzieht, nicht immer hinreichenden Stoff; ich mußte also zu andern Unterhaltungen, Erinnerungen, Begebenheiten und manchmal selbst zu einem Pourparler meine Zuflucht nehmen. Allein auf die negative Stütze der Vermeidung jedes rührenden Andenkens an die Meinigen hatte ich mit aller Anstrengung Rücksicht zu nehmen. Schlechterdings durfte ich an die Scenen in meinem Hause, an den Schmerz meiner Mutter und Geschwister nicht denken. Hätte ich mir rührende Vorstellungen von der Art erlaubt, so wären gewiß alle meine übrigen Bemühungen mich aufrecht zu

erhalten, vergebens gewesen. Hier war nicht der Fall zu Verkleinerungsgläsern, hier mußte die entschlossenste Hinwegweisung jeder Erinnerung, sie mochte betreffen wen und was sie wollte, Platz nehmen. Eben hier liegt einer der vorzüglichsten Fehler, welche die meisten Menschen in ähnlichen Lagen begehen; anstatt alles rührende aus ihrem Gesichtspunkte zu rücken, so schwelgen sie mit diesen giftschwangeren Bildern der Pantasie — und Untergang oder doch Verdoppelung ihrer Leiden ist ihr unvermeidliches Loos.

So ein gutes Heilmittel für verwundete Herzen auch wirklich angenehme Vorstellungen sind, so darf man sich doch nie mit solchen, so genannten sentimentalischen, Geschöpfen der Phantasie beschäftigen, welche auf unser Schicksal einen Bezug haben, der nicht durchaus lachenden Stils ist. Je süßer die Thränen einer auch noch so angenehmen Wehmuth sind, desto mehr hat man sie, wie ich es bereits schon oben erwähnt habe, mit der größten Gewissenhaftigkeit als ein gefährliches Gift zu vermeiden. Der Trostgründe, welche uns ein lebendiger Glaube an die Vorsehung,

die Stützen, die uns die Religion im unverwandten Hinblick auf die jenseitige Auflösung der diesseitigen Begebenheiten an die Hand giebt, sind für den, welcher sie sich unter solchen Umständen nicht zu Nutzen macht, Entbehrungen von der ersten Bedeutung. Ich danke es mit glühendem Herzen meinem Schöpfer, daß er mir während meiner Leidensepoche Gelegenheit und Veranlassung gegeben, in religiöser Hinsicht so manche Betrachtung anzustellen, welche, leider! im Gedränge des Weltgetümmels nur selten der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit werden. Selbst dort wo die übrigen Quellen der Beruhigung ganz versiegt zu sein scheinen, ist noch für den Leidenden, wenn er seinen Blick über das Gegenwärtige zu erheben im Stande ist, des Trostes die Fülle vorhanden. Die Gefahr, womit ich bei meiner Krankheit war bedrohet worden, hatte mich vor kurzem aufs Neue belehrt, welch ein Glück es in dieser Hinsicht ist, das Kind mit dem Bade nicht ausgeschüttet zu haben. Nachdem ich hier die Quellen angegeben habe, woraus ich während meiner Reise Heilmittel gegen meine Leiden zu schöpfen bemüht gewesen: so wird man sich es in Zu-

kunft ohne weitere Hinweisungen schon zu erklären im Stande sein, warum ich in dieser Beziehung dieses oder jenes that oder auch unterließ. Daher ich denn mich auch in Hinsicht auf alle meine nachherigen Leiden weit kürzer fassen werde; weil ich es meinen Lesern zutrauen muß, daß sie es jetzt meisten Theils von selbst zu errathen vermögend sind, wie ich mich in diesen trüben Tagen meines Lebens benommen habe. Ich komme nun nach Spandau zurück, wo ich nach einer achttägigen Reise eingetroffen war.

Von den Einrichtungen, welche in dieser Vestung in Beziehung auf die Staatsgefangenen statt finden, wird man mir nicht zumuthen hier eine Beschreibung zu geben, weil ich nicht wissen kann, ob es der Hof gern sehen würde, wenn davon öffentlich geredet würde. Ich begnüge mich also hier nur so viel anzumerken, als entweder meine Schicksale zunächst angeht, oder solche Anstalten im Allgemeinen betrift und mir daher zu zweckdienlichen Betrachtungen Veranlassung geben kann.

Ich hatte zu Anfang ein kleines, nicht ganz helles Zimmer auf dem Wall im Fort der Königin. Nach dem Verhör erhielt ich ein besseres auf dem großen Platze der Vestung. In beiden befand ich mich allein und unter verschlossenen Thüren. Im ersten Zimmer mangelte mir es ganz an Aussicht, die Fenster waren, ohne daß das Licht zu sehr geraubt wurde, vernagelt. Da ich sowohl meinen Unterhalt aus meiner Tasche bezahlen, als auch alle die Meubles, ohne welche man nicht gut Tage lang noch weniger durch mehrere Wochen irgendwo sich aufhalten kann, ohne Ausnahme für mein Geld mir anschaffen mußte: so fanden sich gleich nach meiner Ankunft einige Einrichtungen in Beziehung auf meine Oekonomie und meinen Haushalt zu treffen. Es wurde vom Tisch bis zum Feuerzeug der unentbehrlichste Hausrath angeschaft. Die Betten bracht ich zum Glück mit, meinen Wagen nahm Herr Lieutenant von Wulfen mit sich nach Berlin, um ihn dort in Stand setzen zu lassen. Als Reconvalescent hatte ich viel Appetit, daher und weil ich meinen Aufenthalt mir auf eine ganz kurze Zeit berechnete, versagte ich mir nichts, was ich

sonst gewohnt war. Der dortigen Anstalt muß ich hier das rühmliche Zeugniß geben, daß man sich von keiner Seite erlaubt, durch Plakereien, oder auch nur Vertheuerungen die Unglücklichen noch unglücklicher zu machen. Auch ist das Essen ungleich besser als es in den gewöhnlichen Speisehäusern der Fall zu sein pflegt, zugerichtet. Der Mangel an aller Art von Ungeziefer, Wanzen, Mäusen und dergleichen ist ein Umstand, der allerdings gerühmt zu werden verdient. Ueber diesen Punkt war ich zum voraus sehr in Sorgen, weil ich aus den Spitälern den ganzen Umfang des Nachtheils auf dieser Seite und bei solchen Lagen kannte. Die Beunruhigung, wie man sich in einem, vielleicht kleinen Zimmer, welches man nicht verlassen darf, dagegen retten solle, springt in die Augen. Alles dieses Gute verdankt man theils der unter Aufsicht des Herrn Generalmajor von Schkott dort einmal bestehenden Einrichtungen, theils der Menschlichkeit des dasigen Königlichen Zeuglieutenants, Herrn Teichmann. Steht auf einem solchen Posten ein gefühlloser, despotischer, interessirter Mann, dann kann leicht Verzweiflung das Loos solcher Staatsgefangenen werden.

Wie sollte man auch nur gegen einen solchen Mann klagen, da man außer ihm und dem Aufwärter, welcher ihn begleitet, mit keiner Menschenseele sprechen kann — Niemand schreiben darf! Die Herren Kommendanten sind nicht weit, allein hier ist der nächste Helfer nicht zu erreichen. Desto schöner ist die Tugend eines Mannes, der, obgleich er sich fast alles ungestraft von dieser Seite erlauben könnte, doch seinen Pflichten als Mensch und Staatsbeamter nichts vergiebt. Freilich kann ein solcher Vorsteher einem Staatsgefangenen nicht die geringste Begünstigung zu statten kommen lassen: allein desto mehr steht es in seiner Macht, unter dem Vorwand der Nothwendigkeit — oder auch ohne Vorwand ohne Vorsatz selbst, aus bloßer Nachläßigkeit sein Schicksal zu verschlimmern. Ein Trunk Wasser, ein warmes Zimmer — welche Kleinigkeiten! aber ohne ihn sind sie für tausendfache Bezahlung nicht zu haben. Für sich allein darf und kann der Aufwärter nicht kommen, also kommt alles auf den menschenfreundlichen Charakter eines solchen Vorstehers an. Man denke sich nun Krankheiten, Kränklichkeit, oder auch nur die hier so einheimische Hypochondrie hin-

zu — und es steht vor unserer Phantasie ein Gemählde schwarz wie Mitternacht; wenn auch diese einzige Seite, woher ein Lichtstrahl den Gesichtskreis eines solchen Unglücklichen einen Augenblick aufheitern könnte, für ihn verschlossen ist. Oft habe ich mich ehedem gewundert, wenn ich in den Zeitungen las, daß dieser oder jener Fürst an jedem Orte immer gerade zuerst die Lazarette, Spitäler und Gefängnißhäuser besuchte, jetzt kann ich mir die Absicht davon völlig erklären. Denn habe ich auch von dieser Seite nicht mehr als die Natur der Sache mit sich bringt gelitten, so hatte ich doch Gelegenheit zu sehen, wie leicht man hier bis zum Zugrundegehn die Leiden des Menschen gegen den Willen jedes Staats exaltiren könne. Hieraus läßt sich zugleich abnehmen, daß das Verschlossensein, besonders wenn es Wochen und Monate hindurch dauert, auch auf den Fall, daß man unter der menschenfreundlichsten Aufsicht steht, keine Kleinigkeit ist. Wer in der Freiheit lebt, wer etwa auch einen gewöhnlichen Stubenarrest, wobei er lesen, schreiben konnte, Menschen sehen durfte, ausgestanden; ei, der überschaut es bei weitem noch nicht, was

das sagen will, sich fast von aller Gemeinschaft mit der Menschheit getrennt zu sehen! Die Langeweile — hm, sie ist vielleicht das geringste; das Rasseln der Schlösser — auch dies, so sehr es Dissonanz ist, geht hin; — aber es giebt noch so manche andere härtere Dinge, deren Druck man erst durch die Erfahrung kennen lernt. Wie peinigend ist z. B. nicht schon der Gedanke einer Feuersbrunst! — Man mahle sich dieses Bild aus, und man wird es mir vielleicht nicht verargen, wenn mich diese Furcht während der ersten Tage oft sehr beunruhiget, ja selbst zu Nachtzeit mehr als einmal aufgeschreckt hat. Der gänzliche Mangel an Nachrichten von den Seinigen, die Vorstellung ihrer namenlosen Angst — und dergleichen, ha, dies sind Dinten, die mehr Schatten, und einen grellern Schatten als man es sich nur vorzustellen im Stande ist, auf solche Lebensscenen werfen! Experto crede Ruperto, daß der Engländer recht hat. A Bean in Liberty is better than a Confit in Prison.

Mein erster Entschluß zu Spandau war, alle meine Kräfte aufzubieten, mir meine Lage

so erträglich, so leicht zu machen als es nur die Möglichkeit erlaubte; ja ich zog sogar meine Eitelkeit in der Art ins Spiel, daß ich anfieng mich meiner Schwachheit vor mir selbst zu schämen; wenn ich bemerkte, daß diese oder jene Entbehrung meine Ruhe auf einige Augenblicke zu stöhren vermochte. Schlechterdings gab ich es nicht nach, daß laute oder stumme Klage, weichliche sentimentalische Empfindungen sich meiner bemächtigten. Man hatte mir ein medicinisches Buch *) zugelassen, das las ich mit Anstrengung so viel es meine Augen erlaubten; täglich ging ich Stunden lang im Zimmer auf und ab; dem Schlaf schenkte ich so viel Zeit als er sich zu vindiciren Lust hatte. Bemerkte

*) Das Handbuch der militairischen Arzeneikunde nach Hamilton. Mit Fleiß wählte ich es, weil sein Umfang und sein innerer Werth monatlang den ersten so wie den letzten deutschen Arzt zu beschäftigen im Stande ist. Was hätte ich drum gegeben, damals mit dem verdienstvollen Verfasser zuweilen ein Stündchen im mündlichen Ein- und Austausch medicinischer Wahrheiten zubringen zu können!

ich, daß mich düstere Wolken meiner Heiterkeit berauben wollten, so bemühte ich mich vorzüglich meine Phantasie auf den Schwingen der Hofnung zu den Standpunkten empor zu heben, auf welchen die schönsten Aussichten in einer nahen Ferne mir entgegenstrahlten. Half dies nicht, so eilte ich, ohne muthlos zu werden, zu irgend einer andern Heilquelle. Freilich ist der, welchem entweder sein Gewissen über die Veranlassung seines Schicksals Vorwürfe macht oder seine Lage einen traurigen Ausgang vorhersagt, weit schlimmer dran als ich es damals war; dies ist nicht zu läugnen. Allein auf meiner Seite wurden seine Leiden durch die Schwächlichkeit meiner Maschine ausgeglichen. So bald diese wankte, stand ich wieder hinter vielen meiner Leidensbrüder zurück. Indeß auch selbst meine Kränklichkeit wurde auf der einen Seite Heilquelle meiner Leiden; einmal beschäftigte sie mich durch einen Theil des Tages mit Arzeneinehmen, öfterem kalten Kopfwaschen, mit Nachdenken; dann entzog sie meinen Geist dem ununterbrochenen Brüten über seinem Schicksale, indem sie mich ungleich mehr als die Ursache und der Ausgang meines Arrestes beunruhigte.

Nachdem ich einige Tage in Spandau gewesen, erhielt ich Lesebücher und nachher haben mich der Herr General von Schkott, Commendant der Vestung, aus ihrer eignen Büchersammlung huldreich mit englischen und französischen Schriften unterstützt. Endlich wurde es auch nachgegeben, Zeitungen lesen zu können. Ach, welch ein glücklicher Tag war es für mich, wie ich auf einmal die Zeitungen von mehreren der letztverstrichenen Wochen erhielt, und nun mich mit dem mir unbekanten Fortschritt der Geschichte unserer Tage bekannt zu machen im Sande war. In keiner andern Epoche des Lebens ist Lektüre dem Menschen das, was sie ihm hier ist. Wie viel frohe Stunden verschafte mir Roberrtsons Geschichte von Amerika!

Hier lernte ich auch die kleinen Brochüren Meine Ueberzeugungen, Meine Vorsätze, welche, zusammen ein Ganzes ausmachen, kennen. Diesen und Risbecks Predigten verdanke ich manche gute Regung, von welchen ich hoffe, daß sie einen bleibenden

Einfluß auf das Maß meines sittlichen Werths haben sollen. In der Medicin holte ich so manches nach, was besonders während meiner Krankheit zurückgeblieben war. Berlin wurde in der leider fehlgeschlagenen Aussicht, ehestens Schlüters und Cosanders Portale zu bewundern, nach Nicolai fleißig studirt. Auf Potsdams Bildergallerie freute ich mich um so mehr, da ich sie bei meiner ehemaligen Anwesenheit nicht gesehen habe.

Beide Residenzen hatte ich seit vier und zwanzig Jahren nicht besucht. Damals war ich Promotionskandidat; die Meisterstücke der Baukunst, welche mir an beiden Orten zu Augen gekommen waren, hatten mich so erschüttert, wirklich jeden meiner Nerven bei ihrem Anblick so sehr durchdröhnt, daß ich diese Empfindungen zu den stärksten, zu den unvergeßlichsten meines Lebens zählen kann. Das Gefühl der architektischen Schönheit blieb seit diesem Zeitraum dasjenige, welches mit einer Gierde, der jede ander ohne Ausnahme nachstehen mußte, nach Befriedigung geitzte. Es war zu jener Zeit ganz rohes Naturgefühl; seitdem habe ich so manches gesehen und auch

dieses Fach etwas studiert; daher ich es in meinen Nachrichten über Schlesien, Böhmen und Polen, auch wagen konnte, über solche Gegenstände mein Urtheil zuweilen laut werden zu lassen. Noch jetzt würde mich es nicht reuen mehrere Wochen bei Wasser und Brod hinzubringen, wenn ich mir den Anblick der Peterskirche zu Rom verschaffen könnte. Unter allen mir gedenkbaren Genüßen des Lebens ist dies jener Genuß, dem mein Herz noch in diesem Augenblicke am meisten entgegen wallt. Bei dieser Lage der Sachen kann man sich es fast ohne meinen Fingerzeig vorstellen, daß der Gedanke, das schöne Berlin einmal wieder zu sehen, dort im architektischen Schönheitsgenusse epikurisch zu schwelgen, seit vielen Jahren meinen Busen oft hoch mußte emporgeschwellt haben. Mein Auge ist nun wenigstens dilettantisch gebildet; es stellt jetzt, seitdem es von so mancher schönen Ansicht bezaubert worden, Vergleichungen an, woran bei meinem ersten Ausfluge nach Berlin nicht zu denken war. Wie angenehm würde es für mich gewesen sein, den Unterschied zwischen dem Damals und dem Jetzt bemerken zu können! Welche Em-

pfindungen, welch einen noch süßeren Nachgenuß verdankte ich Dresdens so einzigen artistischen Sammlungen, seiner Brücke, seinen Kirchen, welches alles ich vor sechs Jahren zum letzten Male sah — ha, welchem noch umfassenderen, erschütternderen Wonneeindruck konnte ich in Hinsicht auf das große Berlin, beim Uebergewicht meiner architektischen Liebhaberei entgegen sehen! Eine nahe Aussicht von dieser Seite war daher hinreichend, meine Seele Stunden-lang während meines Verhaftes in einen angenehmen Enthusiasmus zu versetzen. Ihr Fehlschlagen würde mich tief gekränkt haben, wenn uns die Schranken unseres Seelenvermögens bei Todtrohenden Verwundungen des Herzens einen geringeren, obgleich auch sehr heftigen Schmerz zu fühlen erlaubten. Jetzt erst, nachdem die ganze Wuth der Recenz *) meines Unglücks ausgetobt hat, empfinde ich beim Hinblick nach Berlin die Spuren jener frischverharrschten Wunde, deren Dasein mir in jener Betäubung kaum bewußt war. Sei

*) Ist es wahr: Neuheit drückt doch bei weitem das nicht aus, was Recenz sagt.

es, der Vorgenuß der artistischen und besonders der architektischen Schönheiten von Berlin und Potsdam hat mir manche süße Beruhigung, manche recht glückliche Stunde während meines Aufenthalts zu Spandau verschaft; auch dies ist Gewinn, doppelter Gewinn auf dem Pfade meiner Leidensepoche!

Ach, hätte mir nur Dinte und Feder in Spandau zu Gebothe gestanden; wäre mir es erlaubt gewesen mein geliebtes Weib, meine Kinder, meine Mutter und mein Geschwister über mein Schicksal, ja über meine Existenz, denn auch diese mußte ihnen bei meiner Kränklichkeit sehr problematisch sein! zu beruhigen — ei, dann würde meine Lage mehr als die Hälfte ihres harten Druckes verloren haben!

Freilich gab es der Entbehrungen viel — aber was ist der Mann, den Kleinigkeiten zu Boden drücken! Auch haben dergleichen Vorfälle ihre unverkennbaren guten Seiten, diese machte ich mir mit Vergnügen zu Nutzen. Da ich an einem andern Orte mich über diesen Punkt zu verbreiten gedenke, so will ich hier

nur bemerken, daß es mir Freude verursachte, wenn ich Veranlassung fand, manche Fehler sowohl meiner Erziehung als meiner nachheri- Lebensweise zu verbessern. Einen Koffe, eine Suppe kochen, den Ofenheitzen, mir alle mögliche Dienste selbst leisten; alles dies waren Dinge, die ich in meinem Leben noch nicht getrie- hatte. Ich mußte sogar erst lernen ein Licht anschlagen; so sehr hatte mich meine vorherige Gemächlichkeit verdorben. Auch hier hing es von mir ab, auf eine solche Dienstleistung entweder eine oder mehrere Stunden zu warten oder sie bald haben zu wollen und dann sie selbst zu verrichten; ich wählte das letztere, und es geschah nicht ohne Vergnügen, daß ich meine Abhängigkeit von Bedürfnissen mit jeder Woche sich vermindern sah. Dergleichen Arb iten befördern überdem die in diesem Falle so nöthige Zerstreuung auf eine sehr ersprießliche Art. Da es bei solchen Lagen jeden Augenblick an Utensilen zu dem oder jenem Geschäft fehlt, so erinnerte ich mich oft des armen Robinson und der guten Lehren, welche aus dieser Geschichte unser Campe für die Jugend gezogen hat.

Nach meinem Verhör erhielt ich unten auf dem großen Platze der Vestung ein großes helles Zimmer; die Fenster verschaften mir freie Aussicht; nun war ich froh, allenthalben Menschen zu sehen. Fast alle vier Wände dieses Zimmers waren mit Motto's, Namen oder auch Ausgabenberechnungen beschrieben; ich setzte mein mens, conscia recti hinzu *). Dieses Zimmer hatte freie Luft, woran es mir im erstern fehlte, daher ich jenes mit einem Ventilator versehen lassen mußte. Den kleineren Theil meines zweimonatlichen Aufenthalts zu Spandau brachte ich in meinem kleinen Wallzimmer, den größeren aber in dem auf dem Platze gelegenen zu.

Meine tägliche Promenade erhielt durch das größere Zimmer einen merklichen Vorschub. Dem ungeachtet war meine Gesundheit sehr wandelbar, bald besser, bald schlechter. Ein beständiges Ohrenklingen und eine nach dem Essen eintretende fieberhafte Schnelligkeit des Pulses, Hitze am Kopfe nebst

*) Hier vertrilt ein Nagel den Bleistift.

verschiedene Zeichen eines Leberschadens, beunruhigten mich, wie ich schon angemerkt habe, oft sehr und durchgehends weit mehr als meine übrige Lage. Daher ich mich dann um so mehr nach Berlin sehnte, um einigen dortigen Aerzten diesen Fall vorzulegen. Wie gern hätte ich es schriftlich wenigstens gethan! Dem Wundarzt der Vestung, Herrn Fellner, muß ich in dieser Hinsicht hiermit für seinen freundschaftlichen Beistand meinen Dank sagen. Da ich meine Kränklichkeit zum Theil als Folge meines Arrestes, meiner Lage ansah; da ich schon das Zurückbleiben auf dem Wege der Besserung hierauf schob: so muß ich gestehen, daß mir der Gedanke oder die Furcht von der Seite mich doch nach und nach zu Grunde gehen zu sehen, die meisten Augenblicke meiner düstern Mißlaune über mein Geschick zugezogen hat. Selbst meine Apathie in Beziehung auf Leben und Tod erkläre ich mir zum Theil um so mehr, da ich im Ganzen wirklich heiter war, aus einem im Dunkeln um mich her schleichenden Verdrusse über den Gedanken, daß ich zuletzt wohl alles, aber doch meine Gesundheit nicht retten würde. Wäre ich länger in Span-

dau geblieben, so würde meine Besorglichkeit um meine Gesundheit wahrscheinlich in eine förmliche Hypochondrie ausgeartet sein; denn der Mangel an Zerstreuung führte mich zu oft auf Beobachtungen über mein körperliches Ich.

Der 21 April des laufenden Jahres war der unglücklichste Tag meines Lebens. Ich hatte von Woche zu Woche, von Tage zu Tage während meines Aufenthalts zu Spandau den frohen Augenblick meiner Entlassung entgegengeharret und nun erschien an gedachtem Tage eine Königl. Kabinetsordre, welche die Strafe des Vestungsarrestes für alle meine Mitverhafteten; und für mich — zwar die Befreiung, aber unter dem mich ganz zu Boden drückenden Beifügen, daß ich künftig die Preußischen Staaten wegen Verdachts zu meiden häte, verfügte.

Ich unterdrücke mit Gewalt jeden Ausdruck, jede Ergießnng des Jammers — Ueberdem werden meine Leser es bald sehen, daß die Schuld wirklich auf meiner Seite liegt,

daß Sne. Majestät, welche in dieser Sache selbst dekretirt haben, nur meine Schuldlosigkeit und nicht auch meine so apodiktisch zu beweisende Verdachtlosigkeit anerkannt haben. Daher ich denn wirklich vielmehr Ursache habe, über mein unrechtes Benehmen in Hinsicht auf die unterlassene Nachsuchung der nöthigen Ergänzungen meines Verhörs als über sonst jemand zu jammern. Eine falsche Sicherheit hat schon Tausenden, hat Millionen ein unverschuldetes Unglück zugezogen, und zu diesen gehöre auch ich.

Man erlaube mir hier den Faden meiner Lebensgeschichte abzureißen und nun meine Leser nur noch theils mit dem Hergange meiner Untersuchungssache, theils mit den Gründen, welche meine an sich so hell einleuchtende Verdachtlosigkeit darthun, bekannt zu machen.

Der erste meiner sehnlichsten Wünsche gieng nach meiner Ankunft zu Spandau dahin, daß die Königl. Commission, welche zur Untersuchung niedergesetzt und an die bereits meine versiegelten Papiere nach Berlin waren

abgeschickt worden, ihre Funktion bald antreten möchte. Ich hatte auf meiner Reise nach Spandau beim Ein und Aussteigen in und aus dem Wagen so viel von den sich zudrängenden Menschen erlauscht, daß mehrere bereits vor mir aus Schlesien auf eben die Art müßten abgeführt worden sein. Außerdem wäre auch der Auflauf nicht so stark gewesen; nun sah man aber diese Sache um desto wichtiger an, je mehr Personen sie betraf. Freilich aber wußte ich nicht, wer die übrigen wären, welche ein ähnliches Schicksal mit mir hatten. Dieser Umstand war mir indeß in Hinsicht auf mich selbst um so beruhigender, da ich meinen Kopf dafür verpfänden konnte, daß ich in keiner verdächtigen Verbindung, sie möge einen Namen haben, welchen sie wolle, stehe.

Bei der gedachten Königlichen Commission welche zu Anfang des Monats März eintraf, hatte der Herr Generalmajor von Schkott, Kommendant von Spandau, den Vorsitz. Der Hr. Generalauditeur, Kriegsr. Pitschel welcher, wie ich eben erst höre, seitdem geheimer Rath geworden, führte das Protokol,

Herr Kriminalrath Otto war Concommissarius; ferner befand sich noch ein Referendar dabei, welcher den Aktuar machte und das Protokoll schrieb. Die sämmtlichen Mitverhafteten wurden vor mir einzeln verhört; und zwar jeder derselben durch mehrere Tage. Dies war mir sehr willkommen; denn sobald ich im ersten Verhör die Ursache meines Verhafts erfuhr, konnte ich mir nun schmeicheln, daß die Königl. Kommission sich schon zum voraus aus den Aussagen der Mitverhafteten ferner aus meinen und ihren Papieren von meiner Unschuld überführt haben würde. Nach meiner Ueberzeugung konnte die Uebereinstimmung meiner Aussage mit der Aussage der Mitverhafteten der Einleuchtung meiner Schuldlosigkeit fast nur noch die nöthige Vollendung in Beziehung auf die Formalität geben. Es war, wenn ich mich recht erinnere der 13te März, an dem ich ein Mal des Vormittags und zum zweiten Mal des Nachmittags vernommen wurde. Weiter hat man mich nicht mehr zum Verhör gerufen. Des Vormittags mußte ich (wie gewöhnlich) meinen Lebenslauf zu Protokoll geben, und dann kamen noch einige Fragen zur Beantwortung in Be-

ziehung auf den Gegenstand, welcher die Untersuchung veranlaßt hatte, vor. Letzteres geschah auch des Nachmittags; hierbei legte man mir aberdem noch eine Briefstelle zur Erklärung vor, welche ich an den gewesenen Kriegsrath, Herrn Zerboni, geschrieben hatte.

Mir ist im ganzen Verhör außer der gedachten Briefstelle auch nicht eine Silbe zu meiner Verantwortung als gravirend oder verdächtig vorgelegt worden. Sie ist also um so mehr das einzige, was gegen mich spricht, da man mir nicht die geringste Differenz zwischen meiner Aussage und der Aussage der übrigen Mitverhafteten vorgehalten hat. Die gedachte Stelle ist eben die, welche im vorigen Abschnitt unter der Bemerkung, daß sie Beziehung auf mein Schicksal habe; von mir dem Leser mitgetheilt worden; er kennt also ihren Inhalt und ihren Sinn; in der Folge soll sie noch näher in Hinsicht auf meine Unschuld beleuchtet werden. Ehe ich aber dazu und zu dem überhaupt was mich zunächst angeht, schreite, muß ich vorher für jene mei-

ner Leser, welchen der Vorfall, wovon hier die Rede ist, etwa aus den Gedächtniß entfallen sein dürfte, das Nöthige, in so fern es schon zur öffentlichen Notiz gekommen, wieder in die Erinnerungen zurückrufen. Das mehrere, was ich darüber noch weiß und welches ich durchgehends erst so wie den Namen und die Existenz dieser Sache in Spandau während meines Verhörs erfahren habe, werde ich ebenfalls hier übergehen. Denn ich will auch nicht die entferuteste Gelegenheit dazu geben, daß man höhern Orts mit mir über eine vielleicht mißfällige Bekanntmachung unzufrieden werden könnte.

Der bei der Petrikauer Königl. Kriegs- und Domainen-Kammer damals angestellte Kriegsrath Zerboni schrieb, wie es in allen Preußischen Provinzen bekannt ist, zu Anfang des letzten Winters einen subordinationswidrigen Brief an Sne. Excellenz den Herrn Minister Grafen von Hoym; hierauf ward derselbe auf Königl. Befehl in Verhaft genommen und nach erfolgter Versiegelung seiner

Papiere nach der Vestung Glatz abgeführt. Bei Eröfnung dieser Papiere fand sich daß eine geheime politische Verbindung zwischen ihm, dem Kaufmann Conteßa aus Hirschberg und dem gewesenen Hauptmann von Leipziger aus Schweidnitz statt habe. Man traf auch Briefe von mir an, und in einem derselben kommt die oben gedachte Stelle vor. Letztere gab einen Verdacht, daß sie sich auf jene Verbindung beziehen könne; diesem zu folge ward mein Name den obengedachten Namen beigefügt und Sne. Majestät geruhten unterm 13 Februar l. J. die Verhaftnehmung und Abführung nach Spandau sowohl von mir als von den gedachten drei Männern zu verfügen, und überdem anzubefehlen, daß die sämmtlichen Papiere der Verhafteten versiegelt an den Ort ihrer Bestimmung gebracht würden. Alles dies erfolgte in der Art, daß binnen acht Tagen sich gedachte Personen und Papiere an den angewiesenen Orten befanden. Da die versiegelten Papiere von allen vier Inhaftirten von der Königl. Kommission eröfnet wurden, ward noch entdeckt, daß ein jüngerer Bruder des gewesenen Kriegsrath Zerboni (ein Breslauscher Kauf-

mann) in dieser Sache vermengt war; auch dieser wurde nach erfolgter Versiegelung seiner Schriften (einige Wochen später) nach Spandau abgeführt. Daher nach seiner Ankunft die gedachte Königliche Kommission sich noch einmal nach Spandau begeben mußte, um ihn ebenfalls zu vernehmen.

Nachdem ich nur so viel über den allbekannten Hergang der Sache meinen Lesern in Erinnerung gebracht habe, so kann ich fortfahren den Faden meiner eigenen Geschichte zu verfolgen.

Hier ist also die Frage: ob ich von der Zerbonischen Verbindung, ehe ich nach Spandau gebracht worden, etwas gewußt habe?

Da mir schlechterdings auch gar nichts zur Begründung eines solchen Verdachts als folgende von mir an den Kriegsrath Zerboni geschriebene Briefstelle vorgelegt worden, so scheint alles auf den schlimmsten Fall nur darauf anzukommen: ob ich diesen etwannigen Verdachtsgrund hinreichend zu widerlegen im

Stande bin? Die oftgedachte Stelle lautet, wie sich meine Leser erinnern werden, folgendermaßen.

Der Erzpriester Libor ist ein heller Kopf, ganz aufm rechten Wege, dort können wir frei konfabuliren ohne daß Sie zu befürchten haben, daß von Ihrem Antheil etwas ruchtbar werden dürfte oder könnte.

Man erlaube mir hier zuförderst den wahren Sinn dieser Stelle anzugeben, nachher werde ich mich auf die Beweismittel, daß dieser und kein anderer Sinn hier zum Grunde liege, ja liegen könne, einlassen.

Meine Leser wissen es aus dem vorigen Abschnitt, daß der gewesene Kriegsrath Zerboni mein Konsulent in meinem litterarischen Processe über die Nachrichten von Schlesien gewesen. Ich hatte bereits über diesen Gegenstand viele Briefe mit ihm, da er zu Petrikau in Südpreußen damals lebte, und bei-

nahe dreißig Meilen von Militsch entfernt war, gewechselt. Ich erfuhr von ihm, daß er nach Breslau reisen würde: wobei er das von Militsch nur sechs Meilen entfernte Wartenberg zu passiren hatte! Daher entschloß ich mich, mit ihm dort eine Zusammenkunft zu verabreden um über mehrere Punkte meines Processes mit ihm sprechen zu können. Zu unserer Zusammenkunft wählte ich das Haus meines Freundes, des Herrn Erzpriesters Libor. Damit aber Herr Z. keinen Anstand nehmen durfte, diesen Ort anzunehmen, weil er wußte, daß der unaufgeklärtere Theil der Geistlichkeit in meinem Proceß gegen mich gestimmt war; so mußte ich ihn mit den Einsichten und der Denkart des Herrn Erz. L. bekannt machen. Außerdem dürfte er wohl gar befürchtet haben, daß H. E. L. seinen konsultorischen Antheil zu seinem Nachtheil zur Wissenschaft des Publikums hätte bringen können. Nun wird man die gedachte Stelle völlig zu verstehen im Stande sein. Als Kriegsrath schien mir es wenigstens nicht unmöglich zu sein, daß ihm seine rathgebende Theilnahme an dieser Sache, falls dieser Brief zufällig in anandere Hände gekommen wäre, beim Ein-

schreiten des Fiskus hätte übel genommen werden können; daher unterließ ich es, hinter das Wort Antheil die Worte: an meinem Processe beizufügen. Eben so konnte ich befürchten, daß es dem Erzpriester, Herrn Libor, von Seiten des unkundigern Theils des Klerus eine Chikane zuziehen dürfte, wenn es beim etwannigen Verlohrengehen dieses Briefes bekannt würde, daß er meiner Meinung sei, daß Reformen des katholischen priesterlichen Bildungshauses zu Breslau, auf welche ich vorzüglich in meinen Nachrichten über Schlesien gedrungen hatte, nöthig wären. Aus diesen Grunde setzte ich nicht hinter die Worte (aufm rechten Wege:) in Hinsicht auf die Ueberzeugung der Nothwendigkeit geistlicher Reformen.

Habe ich mich hierbei eines Fehlers schuldig gemacht, so ist es dieser, daß ich mit zu viel Vorsicht für zwei meiner Freunde zu Werke gegangen. Um sie nicht der entfernten Verlegenheit auszusetzen, schrieb ich einen der unverfänglisten Gedanken nicht mit ganz dürren Worten hin.

Allein ich darf nicht vergessen, hier noch anzumerken, daß die gedachte Zusammenkunft beim Herrn Erzpriester Libor, ungeachtet ich und Herr Zerboni am gedachten Tage in Wartenberg waren, nicht einmal statt gefunden hat. Ich fuhr den Abend vor dem festgesetzten Tage unter der Einladung eines langen Sommertages dem gewesenen Kriegsrath Zerboni noch zwei Meilen weiter bis Kempten in Südpreußen entgegen. Den folgenden Morgen hinterlegten wir gemeinschaftlich den Weg von da nach Wartenberg. Auf diesem Wege konnten wir alles verabreden, was ich mit ihm über meinen Proceß zu sprechen hatte; von dort setzte ich sogleich meine Reise bis nach Oels fort. Zerboni blieb diesen Tag in Wartenberg. Ich war aber, wie es leicht zu beweisen ist, nur für mich allein bei dem Erzpriester Libor gewesen.

Nachdem ich nun den wahren Sinn der als verdächtig angegebenen Stelle hier erörtert habe, so scheine ich mich auf dem Standorte zu be-

finden, wo ich mich zum Beweis, daß dieser Sinn und nie irgend ein anderer bei derselben zum Grunde liege, schreiten kann. Die hieher gehörigen Gründe meiner Unschuld darf ich indeß nicht in einer ununterbrochenen Reihe anführen, sondern ich muß schlechterdings diejenigen, welche sich nach meiner Erinnerung in meinem Verhör befinden, zuerst zusammenstellen und nachher erst die übrigen, welche nicht in demselben enthalten sind, nachbringen. Damit aber meine Leser die Nothwendigkeit dieser Abtheilung vollkommen einzusehen in Stand gesetzt werden, bin ich genöthiget, mich über diesen Punkt in mehreren Hinsichten umständlicher zu erklären. Schon aus dieser Erklärung wird man es sich begreiflich machen, wie meine Angelegenheit für mich einen so traurigen Ausgang hat nehmen können. Ueberdem werde ich durch sie jede Gefahr von meinen Lesern entfernen, auch nur auf einen Augenblick an der, durch tausend und abermal tausend Beweise einleuchtenden Herzensgüte Friedrich Wilhelms irre zu werden.

Schon ehe ich Spandau verließ, ward ich der Meinung, daß ich allerdings noch verschiedenes zur vollständigern Zutagelegung meiner ganz unbedingten Schuldlosigkeit hätte beibringen können. Da ich aber einmal die völlige Ueberzeugung hatte, daß mein Verhör und die Einstimmigkeit der Aussagen der übrigen Verhafteten mit der meinigen durchaus zureiche, meine Angelegenheiten aufs Beste zu beendigen; da ich sehr zweifelhaft war, ob es wohl möglich sein würde, ein nochmaliges Verhör zu erhalten, weil in dieser Sache nicht nach den Formalitäten des Rechts vorgeschritten wurde (indem hier kein Rechtsfreund, kein Bezug auf Gesetzstellen, keine schriftliche Deduktion, kein Richter und keine Sentenz, wie die Königl. Kommission selbst behauptete, statt fanden): so machte ich nicht einmal den Versuch darauf anzutragen, noch zum zweiten Mal verhört zu werden. Dies war meiner Seits ein großer Fehler. Zuletzt, wie die Königl. Verfügung eintraf, welche für mich die Entlassung und Vermeidung der Preußischen Staaten anordnete, war nichts mehr zu thun; aber früher hatte ich doch die Möglichkeit vor mir, daß mein Gesuch hätte erfüllt werden können.

Verführt durch die subjektive Ueberzeugung meiner Unschuld, nahm ich irrig an, daß sie auch objektiv (ich will sagen in Beziehung auf andere) eben so hell hervorstrahle. Es ist wahr, daß meine Sache schon laut des Verhörs sehr gut stand; daher haben mich seine Majestät auch nicht im geringsten für schuldig erkannt; aber sie hätte noch besser stehen können, und dann würde mich der wohlwollende König vielleicht gar auf eine großmüthige Art entschädiget haben. Seitdem ich nun meiner Angelegenheit kühler, partheiloser nachgedacht habe, bin ich der Meinung, daß ich mir mein Schicksal in so fern selbst zur Last zu legen habe, als meiner Seits bei weitem nicht alles geschehen, was ich zu meinem Besten hätte thun — oder doch versuchen sollen. Doch dies mag hiervon um so mehr vor der Hand genug sein, da dieser Punkt in der Folge noch öfterer beiläufig wird beleuchtet werden.

Hieraus ergiebt sich, daß eine ununterbrochene Reihe meiner Rechtfertigungsgründe zwar den Lesern meine ganze Reinheit, aber nicht die Ursachen, warum ich so und nicht anders aus diesem traurigen Vorfall bei der anerkann-

ten Herzensgüte des Königlichen Willhelms gekommen bin, würde aufdecken können. Diesem zufolge bin ich gesonnen die Beweise meiner Sache, wie ich bereits bemerkt habe, unter zwei Rubriken aufzustellen. Die erste wird das Konvolut von Gründen enthalten, die mehr oder weniger ausdrücklich in meinem Verhör und in den dahin gehörigen Akten für mich sprechen. Sie sind es, welche die Anerkennung meiner Schuldlosigkeit bewirkt haben; sie sind es aber auch, wodurch Sne. Majestät bewogen worden, gegen mich aus dem Grunde des Verdachts die Vermeidung der preußischen Staaten zu verfügen; sie sind es ferner, welche auf meine eigenen Schultern die Schuld dieser Verfügung werfen. Die zweite Rubrik wird alles das nachholen, was zur vollständigsten, augenscheinlichsten Begründung nicht nur meiner Unschuld sondern auch meiner Verdachtlosigkeit außerdem noch verlangt werden kann.

Folgende Gründe befinden sich nach meiner Erinnerung mehr oder weniger ausdrück-

lich in meinem Verhör und in den dahin gehörigen Akten.

1) Der gewesene Kriegsrath Zerboni erklärte, ungeachtet wir alle in verschlossenen, verschiedenen Zimmern uns befanden, die oft gedachte Stelle gerade wie ich, und diese Erklärung hatte er vor meinem Verhör bereits abgelegt.

2) Er und die übrigen Mitverhafteten versicherten, daß ich nichts, gar nichts von ihrer Sache wisse. 1 und 2 leuchtet schon dadurch ein, daß mir im Verhör nicht die geringste Differenz in dieser Hinsicht, da die andern doch durchgehends früher verhört worden, vorgelegt wurde.

3) Weder in meinen Papieren, noch in den Papieren des von Leipziger und Contessa ward die geringste Spur gegen mich entdeckt. Unmöglichkeit war es, daß sich hier etwas vorfand, da ich mit dem ersten nie und mit dem letzten seit vielen Jahren nicht Briefe gewechselt hatte.

4) Allenthalben gab es Chiffern, nur bei mir nicht — weder in den Briefen von Zerboni an mich, noch in den zween, welche sich von mir an ihn bei den Akten befanden.

5) Ich war in meinem ganzen Leben in keiner einzigen geheimen Verbindung. Die andern, als der gewesene KR. Zerboni, der Conteßa und von Leipziger konnten dies gewiß nicht von sich behaupten; und sie würden auch leicht zu widerlegen gewesen sein. Ich schickte mich daher schon nicht unter sie. Meine Ablehnungen, in solche Verbindungen zu treten, wären auch zu beweisen gewesen.

Obgleich auf diesen fünf Nummern sich in meinem Verhör nicht einmal durchgehends eine ganz wörtliche Beziehung befand, so glaubte ich doch, meine Sache habe, da auch das, worauf ich mich etwa nicht ausdrücklich bezogen hatte, doch explicite zufolge der Akten zu Tage lag, keiner weitern Erörterung nöthig. Beim Verhör hatte ich daher keinen andern Gedanken als den der Entschädigung, und ich sollte nur den Gedanken der vollständigsten Rechtfertigung haben; die Entschädigung würde sich von selbst gefunden haben. Diese wurde mir durch die Güte des Herzens meines Monarchen verbürgt.

Diese fünf Punkte thaten nun freilich aufs entschiedenste dar, daß mir nicht die geringste

Schuld zur Last falle; außerdem würde ich auch entweder nicht entlassen worden sein; oder Sne. Majestät würden in der Verfügung meiner Entlassung die Vermeidung der Preußischen Staaten nicht mit den Worten wegen Verdachts sondern mit dem Beisatze zur Strafe begleitet haben. Hierüber ist also gar kein Zweifel. Allein ich hatte nie auf den Fall hinreichend gedacht, daß auch bei anerkannter Schuldlosigkeit, noch vom Verdacht die Rede sein könnte. Es ist wahr, so bald die Sache im Wege Rechtens wäre verhandelt worden, hatte ich dies nicht nöthig zu bedenken, weil man mir eine Vertheidigung abgefordert haben würde: allein da ich es wußte, daß so etwas hier nicht statt fände; so sollte ich alles thun, noch einmal verhört zu werden. Und was den Weg Rechtens betrift, so ist dies eine Sache, wofür Sne. Majestät Ihre eigenen, jedem Privatus unbekannten, Gründe haben mußten. Ueberdem sollte ich aus eben diesem Grunde erwägen, daß die Anerkennung von Verdachtlosigkeit weit mehr als die Anerkennung der Schuldlosigkeit auf subjektiven Gründen beruht; daher es meine Pflicht war, meine Sache zur entschie-

densten objektiven Gewißheit in jeder Hinsicht zu bringen. Allerdings kann aus voller Ueberzeugung etwas dem und jenem verdächtig scheinen, was kein anderer dafür halten wird. In Beziehung auf Schuld ist ohne Widerrede vielmehr Uebereinstimmung zum voraus zu setzen. Dies legte mir die Pflicht auf, alles aufzubieten, auch diesen Stein des Anstoßes ganz zu entfernen. Ueberdem sollte mir es einfallen, daß ich, da ich ein Stiefschwager des Kriegsraths Zerboni bin, schon dadurch eine Veranlassung zum Verdacht gegen mich hatte; desto mehr hatte ich mithin Ursache, meine Sache ins reinste Licht zu setzen. Daher durfte ich mich auch nicht begnügen, daß ein oder der andere Grund etwa aus den Akten wie z. B. die Chiffersprache sich veroffenbarte, sondern ich mußte, da ich die Chiffern mit eigenen Augen am Tage des Verhörs gesehen hatte, mich auch wörtlich darauf zu meinem Besten beziehen.

Der Umstand, daß der Aussage der Mitverhafteten dadurch einiger Eintrag, wenigstens in Hinsicht auf meine Verdachtlosigkeit, geschehe, daß sie anerkannte Theilnehmer einer Sache,

deren man mich beschuldigte, waren, hätte mich ebenfalls etwas beunruhigen können.

Ich sahe freilich, daß die Ueberzeugung von meiner Schuldlosigkeit sich auf dem Gesichte jedes Mitgliedes der Königlichen Kommission unverkennbar zu Tage legte; allein dies konnte mir nicht Bürge sein, daß Seiner Majestät bei den oben angeführten Gründen nicht doch noch ein Verdacht gegen mich übrig blieb.

Nachdem nun meine Leser mit den Gründen bekannt sind, welchen zufolge wirklich meine Schuldlosigkeit anerkannt worden, gehe ich zu jenen über, welche noch hinzutreten, um endlich auch meine Verdachtlosigkeit zu bewahrheiten. Einiges, was hieher gehört, ist blos Folgerung aus den angeführten fünf Nummern; einiges hingegen wird ganz neue Data zu meinen Gunsten aufstellen.

---

1) Wäre in dem oftgedachten Briefe, welchen ich an den ehemaligen Kriegsrath Zerboni geschrieben, nicht die Rede von meinem Processe sondern von der Zerbonischen

politischen Verbindung gewesen: so hätte ich gar nicht schreiben können: Der Erzpriester Libor ist ein heller Kopf, ganz aufm rechten Wege, dort können wir frei confabuliren, ohne daß Sie zu befürchten haben, daß von Ihrem Antheil etwas ruchtbar werden könnte. Denn ich hätte sagen müssen: ohne daß Sie zu befürchten haben, daß von Ihrer Sache etwas ruchtbar werden könnte. Als Stifter dieser Verbindung war dies seine Sache und der Antheil fiel mir, sofern ich Theilnehmer gewesen wäre, zu. Beim Proceß hingegen ist die Sache mein, der Antheil als mein Konsulent steht auf seiner Seite. Und wäre nun der gewesene Kriegsrath Zerboni ja nicht der Stifter dieser Sache, wofür ich ihn nach meiner Erinnerung beim Verhör ausgeben hörte; wäre es ein anderer: so hätte ich zum wenigsten sagen müssen: ohne daß von unserer Sache etwas ruchtbar werden könnte. Das von Ihrem Antheile hätte immer keinem Sinn.

Dies ist ein innerer Beweis, welcher es ohne Zeugen aufs entschiedenste zu Tage legt,

daß durch die oft genannte Briefstelle bei jemand, dem sonst gar nichts in der Welt entgegensteht, kein Verdacht begründet werden könne. Jedermann, dem ich dieses noch vorgelegt habe, bedauert es, daß ich diesen einleuchtenden Beweis nicht in meinem Verhör aufgestellt habe.

2) Sollte der Herr Erzpriester Libor die zwei Briefe, welche bei den Akten sind, mit ihrem Datum zu lesen bekommen, so glaube ich, daß er, weil ihm der Gang dieser Sache bekannt ist, so gleich die in Frage stehende Stelle auf den Proceß deuten würde. Da man keine Briefe von ihm bei den Herren Zerboni, Conteßa und von Leipziger gefunden, da er vielmehr in einem unter meinen versiegelt gewesenen Papieren befindlichen Schreiben sich zufällig über den ehemaligen KR. Z. erklärt, daß er nicht scheine sein Freund zu sein; da er überdem wegen seiner patriotischen Gesinnungen in dem besten Rufe steht: so ist sein Zeugniß gewiß unverdächtig. Sei es nun aber auch, daß dieser Herr Erzpriester aus der Einsicht dieses Briefes den Sinn dieser Stelle noch nicht erklären zu können glaube, so kann

er, so wird er mir doch sein gültiges Zeugniß in keiner Hinsicht versagen, wenn es ihm höhern Orts abgefordert wird. Als ehrlicher Mann muß er erklären, daß er nie ein verdächtiges Wort von mir gehört, daß unsere mündliche und schriftliche Unterhaltung nie anders als litterarisch gewesen und ich mithin mit seiner Denkungsart in politischer Beziehung nicht einmal anders bekannt sein könne als in wiefern er als ein rechtlicher Mann die Präsumtion des Guten auf seiner Seite habe. Auf der andern Seite zählt ganz Schlesien den Hn. L. zu jenen katholischen Geistlichen, die von der Nothwendigkeit einer Reform der geistlichen Bildungsanstalten überzeugt sind, H. L. wird diese Ueberzeugung jetzt auch um so weniger läugnen, da zufolge öffentlicher Nachrichten bereits zu Breslau an der Verbesserung derselben durch die Veranstaltung Sner. Durchl. des Fürstbischofs gearbeitet wird. Ferner erinnere man sich, daß die Zusammenkunft, so bald ich einmal im Wagen mit Zerboni über meine Sache gesprochen hatte, gar nicht statt gefunden. Sollte Z. nicht begierig gewesen sein, einen Mann, der wie ich mich ausdrücke, aufm rechteu Wege war, kennen zu

lernen oder, falls er ihn etwan schon kannte, in meiner Gesellschaft zu besuchen, wenn von seiner Sache die Rede gewesen wäre? Folglich erhält hier die Wahrheit des von mir angegebenen Sinnes von mehr als einer Seite theils Gewißheit theils Bestätigung. Gegen den Erzpr. L. hat man, so viel ich weiß, nicht den geringsten Verdacht aus meiner Stelle geschöpft, ist dieses Betragen nicht schon ein Beweis für meine gute Sache! So leicht war es, diese einzige gegen mich sprechende Stelle zu widerlegen! Allein, da ich vor dem Verhör aus Unbekanntschaft mit dem Gegenstande meines Verdachts die Sache nicht überlegen konnte: so fiel mir es während desselben nicht bei, auf das Zeugniß des Herrn Erzpriester Libor einen Antrag zu machen.

3) Ist es denn wohl gedenkbar, daß ich in einer so wichtigen, aber nur aus drei, vier Personen zusammengesetzten Verbindung Jahre lang sollte gestanden haben ohne mit allen diesen Mitgliedern in Korrespondenz getreten zu sein? — ist dies gedenkbar, da hier bei einer Entfernung von dreizehn bis einige zwanzig Meilen, vom persönlichen Umgange fast nicht

die Rede sein konnte? Den Herrn von Leipziger habe ich nie in meinem Leben gesehen; von seiner Hand war mir auch noch keine Zeile zu Gesicht gekommen; außer daß er mir vor zehn Jahren einige Epigrammen als Beitrag zu meinen Blumenlesen zugeschickt hatte. Mit Conteßa hatte sich seit vielen Jahren unsere ehemalige blos litterarische Korrespondenz ganz zerschlagen. In mehreren Jahren führte mich der Zufall mit dem letzteren kaum einmal zusammen. Das vorletzte Mal sah ich ihn 1791 bei meiner Bereisung des Gebirges zu Hirschberg, das letzte Mal 1796 zu Breslau. Dieser Punkt ist auch des Beweises fähig, so bald man ihn verlangen sollte. Der jüngere Zerboni, welchen man später nach Spandau gebracht, hat in seinem ganzen Leben, ungeachtet er mein Stiefschwager ist, nur zwei oder drei Briefe von mir erhalten und öfterer als zwei, dreimal hat er mir auch nicht geschrieben. Mithin war der gewesene Kriegsrath Zerboni der einzige, mit welchem ich mich im Briefwechsel befand. Der Umstand, daß ich mit Herrn von Leipziger und Herrn Conteßa in keiner Verbindung gestanden, erhält nicht nur durch die Ueber-

einstimmung der Aussage der gedachten beiden Männer mit der meinigen, sondern besonders dadurch, daß man unter ihren Papieren keine Briefe von mir vorgefunden hat, Gewißheit. Es hat ja nicht an andern hieher gehörigen Schriften gemangelt! — Meine Papiere werden sie nicht vernichtet, und die, welche sie selbst oder andere gravirten, aufbewahrt haben! Daher glaube ich, es könne keinen Menschen geben, der mich nicht schon aus dem Grunde, daß ich nur mit einem einzigen Mitgliede dieser Verbindung in Konnexion gestanden, völlig von allem Verdachte frei spricht. Bei einer so kleinen Anzahl von Mitgliedern und bei einem so wichtigen Gegenstande war allerdings ganz entschieden zu erwarten, daß ich in einem Zeitraume von mehreren Jahren mit jedem Theilnehmer ohne Ausnahme Briefe würde gewechselt haben.

Fast sollte ich glauben, der Zutritt dieser Gründe zu dem oben, unter fünf Nummern geführten Beweise meiner Schuldlosigkeit müsse den größten Skeptiker überführen.

daß auch nicht der entfernteste Verdacht mir zur Last fallen könne. Beinahe scheint es, daß ich auf das beneficium primum aller Beklagten affirmanti incumbit probatio völligen Verzicht zu leisten im Stande sei. Es ist gewiß ein seltner Fall, daß ein Beschuldigter sich so wenig genöthiget sieht, zu dem Fittig jener Rechtswohlthat, welche allein schon einen jeden in so lang für rechtlich, für schuldlos und selbst unverdächtig erklärt als ihm das Gegentheil noch nicht bewiesen ist, seine Zuflucht zu nehmen. Anstatt die Beweise meiner Schuld in Hinsicht auf jene Stelle zu fordern, erlaubt es mir die Güte meiner Sache allen Verdacht durch direkte Gründe von mir hinweg zu wälzen.

Demungeachtet will ich es dabei noch nicht bewenden lassen, sondern vielmehr in complementum argumenti verschiedenes, was man gewiß nicht unwichtig halten wird, zur Vollendung der Darstellung meiner Verdachtlosigkeit, noch nachbringen. In dieser Hinsicht erkläre ich mich zum feierlichsten Eide bereitwillig,

daß in der oft angeführten Briefstelle nur von Beziehungen auf meinen Proceß die Rede gewesen ist. Ja ich bitte flehentlich, mich zu diesem Eidschwur um so mehr zuzulassen, da man sogar das juramentum purgatorium, bis zu welchem ich doch noch lange nicht genug gravirt gewesen bin, selbst bei schweren Gegenanzeigen allenthalben nachgiebt.

Selbst durch das letztere bin ich jeden Augenblick erböthig zu betheuern, daß ich die Zerbonische Verbindung erst der Sache und dem Namen nach in Spandau erfahren habe: allein ich kann nicht annehmen, daß eine milde und gerechte Regierung mich bis zu einem purgatorio, welches doch schon ganz andere Indicia voraussetzt, gravirt genug halten könne. Ich leiste es aber auf diesen Fall so bestimmt, wie ich es hier versichert habe.

Alle Rechtslehrer, welche ich hierüber befragt habe, versichern mich, daß dem juramento assertorio weder der Buchstabe, noch weniger aber der Geist der Preußischen Gesetzgebung entgegen stehe.

Man erlaube mir nun noch zuletzt eine Betrachtung über die Gültigkeit der mir zu statten kommenden Aussagen der Zerboni, Conteßa und von Leipziger anzustellen und einiges, was sonst noch hieher gehört, nachholen zu dürfen. Ich habe mich bereits wegen des Satzes, daß das Zeugniß der Mitbeschuldigten zu Gunsten irgend eines andern Mitbeschuldigten nicht angenommen werde, auf sie als bloße Zeugen nicht berufen. Allein ich glaube dies denn doch in diesem Falle mit vollem Rechte thun zu können. Wo keine Wahrscheinlichkeiten den Beschuldigten graviren, wo weder seine eigenen, noch die bei andern gefundenen Papiere, weder Thatsachen noch Zeugen gegen ihn sprechen (so wie es bei mir der Fall ist), dort muß doch auch das Zeugniß der Mitverwickelten sein völliges Gewicht haben; wenn nicht die Sicherheit der besten Staatsbürger in die beunruhigendste Lage jeden Augenblick versetzt werden soll. Die Angabe eines jeden schlechten Menschen reicht sonst zu, das Muster aller Gutgesinnten unglücklich zu machen. Wie soll man sich z. B. gegen die falsche Angabe einer mündlich gethanen Aeußerung von Theilnahme an einer Ver-

schwörung rechtfertigen! Der Nichttheilnehmende kann nichts um die Sache wissen, die wirklichen Theilnehmer würden nicht gehört; man wäre also ohne Rettung verloren. Und das Laster der Verläumdung, der gallsichtigsten Rache hätte ihr freies Spiel jeden zu morden. Daher muß doch wenigstens bei der Abwesenheit verdächtiger Wahrscheinlichkeiten gegen den Beschuldigten die einstimmige Aussage der Mitverwickelten zu Gunsten anderer Mitbeschuldigten volle rechtliche Kraft haben. Ueberdem konnten es in meinem Falle die Mitverwickelten gar nicht wissen, ob nicht, falls ich Theilnehmer wäre, unter den Papieren des einen oder des andern Verhafteten Dokumente gegen mich existirten. Eben so hätte ich doch nicht mit dieser Entschiedenheit im Verhör meinen Kopf für meine gänzliche Unbekanntschaft mit der Sache verbürgen können, wenn es sich anders verhalten hätte. Es konnte ja in einem Briefe der andern an einen andern meiner als Theilnehmer gedacht worden sein! Die Möglichkeit, daß mich bereits einer oder der andere wirklich als Theilnehmer im Verhör angegeben hätte, sprang nicht minder in die Augen. Und — warum war die Sache

der Theilnahme bei allen übrigen Mitverhafteten allenhalben eben so klar als auf meiner Seite vor dem Auge jedes Billigen meine Schuldlosigkeit schon damals zu Tage lag und jetzt, wie ich hoffe, auch meine Verdachtlosigkeit zu Tage liegt? — warum war sie es, als darum, weil sich die Lage der Sache zwischen mir und ihnen gerade entgegengesetzt verhielt. Dort gab es allenthalben Chiffern, gravirende Papiere, bei mir nirgends; weder unter meinen eigenen Schriften noch unter den Schriften derjenigen, die mit mir verhaftet worden, fand man außer der so oft berührten Stelle das geringste, welches nur des Vorlegens wäre werth gewesen. Eben das Vorhandensein so vieler nachtheiliger Papiere ist der entscheidendste Beweis für mich, denn hieraus war zu ersehen, daß man nichts mit Vorsatz vernichtet haben konnte, was mir etwa hätte zur Last fallen können. Ferner — ich konnte doch auch noch immer unschuldig sein, wenn auch einer oder der andere der Mitverhafteten gegen mich gezeugt hätte; aber wie sehr würde mich dieses mit Recht graviren! Nun aber warum sollte mir es nicht in eben dem Grade zu statten kommen, da sie mich durchaus

für theilnahmlos erklärt haben? Allein die Einstimmigkeit des gewesenen Kriegsraths Zerboni in Erklärung der oft gedachten Stelle mit der meinigen ist ein Argument, welches sich in seiner Gewißheit über alle erdenkliche Einwendungen, die man gegen irgend eine Zeugenschaft anbringen kann, schon durch sich selbst erhebt.

Nur durch die umständlichste Verabredung hätte eine solche Uebereinstimmung möglich werden können, daß man auch nicht im Stande gewesen wäre, mir die geringste Abweichung vorzuhalten. Wenn hätte diese Verabredung hier statt finden sollen? Vor seiner Verhaftnehmung? ei, wozu! dann brauchte er ja nur den Stein des Anstoßes wegzurücken, den sonst so unbedeutenden Brief zu vernichten. Nach der Verhaftnehmung? — Hier liegt die Unmöglichkeit zu Tage. In Spandau waren wir an einem und demselben Orte, allein unter verschlossenen Thüren, in weit entfernten Zimmern; mit einem Worte, hier fällt sogar die Frage über eine getroffene Verabredung weg. Von der Vestung Glatz hatte mir zwar der gewesene Kriegsrath Zerboni zweimal geschrieben — allein seine Briefe ha-

ben nicht nur mehrere meiner Freunde gelesen, und sie sind, wie ich gar nicht zweifeln kann unter meinen versiegelt gewesenen Papieren noch jetzt befindlich. Ueberdem ist es ja schon an sich ungedenkbar, von einer Vestung etwas verdächtiges zu schreiben. Ich antwortete ihm eben so oft, und meine Briefe betrafen vorzüglich meine Todesgefahr — meine Besserung in meiner großen Krankheit. Das Gouvernement zu Glatz muß es bezeugen, daß sie nichts von einem Anscheine von Verdacht enthielten; vielleicht sind sie auch noch bei den Untersuchungsakten, wenn sie H. Z. nicht zufällig vernichtet hat. Hier ist die Sache nicht nur wie durchgehends rein, sondern sie ist auch so, daß sie von selbst auf das lauteste, ohne der geringsten Einwendung Raum zu lassen, für mich entscheidet. Leider nur, daß sie in meinem Verhör nicht in der ganzen Helle dieses Lichtes erscheint! Leider, daß ich der Meinung war, daß sie dieser ganzen Helle nicht einmal bedürfe! Hinc illae lacrymae!

Indeß ich würde auch noch andere Zeugen aufstellen können, die es wenigstens wissen, daß Zerboni in meinem Proceß mein Konsu-

lent war, ich würde mit Freuden mich zu jedem Beweise meiner Behauptung, wie er sich immer nur führen läßt, verstehen, so fern Euer. Majestät noch der geringste Zweifel übrig bleiben könnte. Allein müßte ich nicht vielmehr an der Wahrheit überhaupt selbst verzweifelt haben, wenn ich noch zu glauben fähig wäre, es bedürfe noch eines Worts, um michvollends über die unbedingteste Verdachtlosigkeit zu rechtfertigen!

Ach möchte doch der wohlwollende Friedrich Willhelm diesen einzigen Abschnitt sich vorlesen lassen! Ei, sollte unter denen, die zunächst um seine Person sind, Niemand sein, den die tief gebeugte Unschuld rührt! — Rein und hellstrahlend steht sie nun da, wie das Gestirn des Tages am Firmament. Nicht unter Tausenden und abermal Tausenden, sondern unter Millionen von Menschen kann es irgend Einen geben, der seine unbedingteste Verdachtlosigkeit unbedingter zu beweisen im Stande ist. Einleuchtender kann fürwahr Niemand seine selbst verdachtlose Unschuld be-

wahrheiten! Ja, ich brauche nicht einmal bei dieser Angelegenheit stehen zu bleiben; ich kann mich ohne Einschränkung verbindlich machen, jeden, den etwa mein Unglück kühn genug gemacht haben könnte, auf mich einen Schatten in Hinsicht auf mein Betragen gegen den Staat — von irgend einer Seite, woher es immer sein mag — zu werfen; jeden solchen Elenden im gesetzlichen Wege zu Schanden zu machen, bis zur vollendetsten Beschämung zu Schanden zu machen. Ich weiß nichts, nichts — als daß ich in jeder Beziehung von dieser Seite vollkommen unschuldig bin; aber gedenkbar ist es mir doch, daß einer der menschlichen Schwächlinge entweder um etwa seiner Rache ein Opfer zu bringen oder um sich den Anschein eines Patrioten zu geben, entweder bei meinem Chef oder Minister oder gar bei Euer. Majestät etwas nachtheiliges von mir behauptet haben könnte. Es ist mir so etwas nicht einmal glaubwürdig aber möglich bleibt es mir doch — daher ich mich hiermit verbindlich mache, auf dem rechtlichen Wege in allen Beziehungen meine diesfalsige Schuldlosigkeit darzuthun. — Ha, bin ich nicht engelrein von dieser Seite, so giebt es

der Reinen keinen mehr. Verdiene ich die Verweigerung meines Aufenthalts in meinem Vaterlande, so giebt es keinen, der ihrer noch werth ist! Man mag mir von allen Seiten her überlegen sein, wie man will; aber reiner von solchen Sünden gegen den Staat — nein, bei Gott! dies kann man nicht sein! Ich mag selbst so wenig taugen als man will — so bleib ich doch einer der besten Staatsbürger. Oft habe ich in meinen Schriften von Verbesserungen, von Abwendung dieses oder jenes Nachtheils in Beziehung auf Schlesien oder den Preuß. Staat gesprochen: aber wo ist eine Silbe, die nicht geradezu auf Verbesserungen und Abwendungen von oben her, von Seiten der Regierung her sich bezöge? Wo ist meiner Feder ein unanständiger Ausdruck entflossen! Wer kann zweifeln, daß meine hieher gehörigen Schilderungen nicht Lobreden auf die preußische Verfassung sind! Wahrheitliebend habe ich zwar auch jenen Schatten, ohne welchen keine Gruppe Haltung haben kann, meinem Gemählde nicht versagt: aber der versündigt sich an der Lage der Dinge, der vom Schriftsteller verlangt, er müsse nur Licht ausstrahlen lassen, mit an-

dern Worten — nur loben, nichts als loben! Nein, dies verlangt man unter dem Preußischen Scepter nicht, wo man öffentlich jedem Unterthan unter Sicherstellung des Landrechts aufzutreten erlaubt, um Flecken, die sich hier und da finden, anzuzeigen. Nur in Staaten, wo nichts zu billigen und noch weniger zu loben ist, macht man solche Forderungen. Hatte ich mich je in dieser Hinsicht in der Wahl meiner Dinten geirrt; so war ich auch der erste, der es dem Publikum sagte, daß das errare humanum in dieser oder jener Stelle mein Loos gewesen.

Wie glücklich bin ich selbst in meinem Unglück beim Hinblick auf meine verlebte Laufbahn; wenn ich sehe, daß mir von dieser Seite mein Gewissen nicht den geringsten Vorwurf machen kann! Aber auch Trost und Hofnung füllt meine Seele auf diesem Standorte, wo meinem Auge die angenehmsten Aussichten in der Erfüllung meines heißesten Wunsches entgegenstrahlen. Hier bin ich im Stande, alle die Stützen mit einem Blicke zu übersehen, welche selbst meine Verdachtlosigkeit so mächtig aufrecht erhalten; hier schießt mir der

schönste Strahl der Hofnung von einer Sonne entgegen, die nur des Wohlthuns fähig ist. Bisher lagen jene Stützen vor ihm — Doch wozu hier diese Bildersprache! — Bisher, sage ich, überzeugte sich mein Monarch nur davon, daß die Uebereinstimmung der Erklärung des gewesenen Kriegsraths Zerboni mit meiner eigenen Erklärung jener Briefstelle, die mich allein zu graviren schien; ferner die Einstimmigkeit aller Mitverhafteten über meine gänzliche Theilnahmlosigkeit an ihrer politischen Verbindung; nebst dem Mangel irgend eines bei mir gefundenen zweideutigen Blattes, oder irgend einer Chiffer, wie auch der Mangel irgend einer mich betreffenden verdächtigen Stelle unter den Papieren der übrigen Mitverhafteten meine Schuldlosigkeit dargethan habe. Jetzt aber, nachdem ich die ganze Energie dieser Gründe in ihr gehöriges Licht gestellt und die platte Unmöglichkeit der mehrgedachten Uebereinstimmung, wenn ich um diese Sache etwas gewußt hätte, bewiesen habe; jetzt, nachdem ich es zu Tage gelegt, daß die oft berührte Briefstelle schon an sich selbst zufolge dem Wortsinn sich nicht auf jene Verbindung beziehen lasse; jetzt, nachdem ich die rechtliche Fülle

der Beweiskraft der Aussagen der Mitverhaften aus einander gesetzt; jetzt, nachdem ich es so deutlich erörtert habe, daß schon der Umstand, daß ich außer dem Zerboni, dem ältern, mit keinem einzigen Theilnehmer weder in schriftlicher noch in mündlicher Verbindung gestanden, mich selbst über jeden Verdacht hinwegsetzt; jetzt, nachdem ich mich auf andere ganz unverdächtige Zeugen bezogen; jetzt, da dem juramentum assertorium in keiner Art weiter etwas im Wege stehen kann — jetzt kann ich mir allerdings mit einer Zuversicht, die mit meinem Zutrauen zur königlichen Gerechtigkeitsliebe gleichen Schritt hält, versprechen, daß der wohlwollende Monarch (und mit ihm ganz Deutschland) sich nicht nur von meiner Unschuld, sondern auch selbst von meiner vollständigsten Verdachtlosigkeit überzeugen werde. Ach, welch ein herzerhebender Gedanke ist dies selbst auf den Fall für mich, daß ich auch nie in meinem Leben mein Vaterland wieder sehen sollte! Es ist als hätte man den Stein, der mir seit meiner Verweisung so schwer auf meinem Herzen lag, der meine Gesundheit vielleicht auf immer zu Grunde

gerichtet hat; es ist als hätte man ihn auf einmal hinweggewälzt!

Ha, meine so helleuchtende Verdachtlosigkeit muß selbst das Herz meines Monarchen mit Wonne überströmen! Wenn ihn dieser Vorfall tief gekränkt hat, so muß ihn meine so in die Augen springende Unschuld hoch erfreuen! Versündigung an seinem Edelsinn wäre es, wenn ich, kommen ihm diese Blätter zu Augen, noch einen Augenblick an meiner Zurückberufung zweifeln könnte!

Zwar kenne ich meine Rechte, denn Preußen hat keine Sklaven, und wer nicht Sklav ist, hat sein Recht; aber ich brauche sie nicht zu fordern, denn der gewissenhafte Friedrich Willhelm kennt auch vollkommen seine Pflichten, denn er ist kein Despot — er wird mir ungefordert und mit frohem Herzen angedeihen lassen, worauf meine ganz unbefleckte Unschuld Anspruch zu machen berechtiget ist.

Beilage.

Verhaftsvestungen im Gesichtspunkte moralischer Gesundheitsbäder.

Pränotandum.

Wenn ich mich nicht sehr irre, so kam mir während meines zweimonatlichen Verhafts zu Spandau meine Lage auf eine ganz vorzügliche Art zu statten um über solche Anstalten nachzudenken und sie, wenigstens in manchen Hinsichten, gehörig zu würdigen. Der hier so seltene Fall, daß irgend ein Verhafteter weder zur Strafe sitzt noch einer Strafe, auch nur im entferntesten, entgegen sehen kann, ließ mir einen gewissen Gleichmuth, eine Gemüths-

ruhe zu Theil werden, die man in diesem Verhältnisse selten antrift.

Hätte der Gedanke an den Kummer der Meinigen, hätte die Bedenklichkeit über so manche ominösen Ueberbleibsel von meiner kurz vor meiner Verhaftnehmung überstandenen, gefährlichen Krankheit mir nicht manche meiner Stunden vergällt: so würde ich sagen können diesen Zeitraum im Ganzen, theils bei der Sicherstellung gegen solche unangenehme Vorfälle, wovon der Geschäftsmann nie einen Tag seines Lebens befreit ist, theils durch den Beistand meiner Lebensphilosophie, in zimlich heiterer Gemüthsstimmung hingelebt zu haben. Wer es nun bedenkt, daß man ohne Seelenruhe nicht sehr tauglich ist Beobachtungen, und Reflexionen, die auf uns selbst den nähesten Bezug haben, anzustellen; wer es erfahren hat, daß sie unter solchen Umständen gar zu gern eine allzudüstere Farbe annehmen, der wird mir vielleicht diesmal bei meinem mens conscia recti lieber sein Ohr leihen als so manchen meiner Leidensbrüder, von welchen, bei merklicher Ueberlegenheit an Genie, aber unter ungünstigern Umständen Erfah-

rungen gesammelt und Reflexionen angestellt worden.

Der Gesichtspunkt der sittlichen Besserung als Folge der Vestungsverhafte beschäftigte mich zu Spandau unter dem Bilde moralischer Gesundheitsbäder oft stundenlang; ich faßte daher endlich den Entschluß, dieses Thema in der Form eines Aufsatzes im Kopfe auszuarbeiten und sobald ich Dinte und Feder erhalten würde, mein Produkt nieder zu schreiben. Da ich nun von Woche zu Woche vergebens hierauf hofte, so wiederholte ich in Gedanken meinen Ideengang unter der gedachten Allegorie von Zeit zu Zeit — so wie etwa ein Prediger eine Rede zum Behuf des öffentlichen Vortrags im Kopfe zu wiederholen pflegt. Nach meiner Entlassung nützte ich einige müßige Stunden, meinen Aufsatz, so wie er mir noch erinnerlich war, zu Pappier zu bringen. Dies ist es, was meine Leser hier erhalten. Die allegorische Mummerei, worin sich dieser Gegenstand mir damals aufdrang, wird man zugleich als einen Beleg über die damalige Unbefangenheit meines Gemüthes ansehen können.

Für mehrere Leser muß ich noch folgende Erinnerung voran schicken. Im Allgemeinen kann man nach einer zwar nicht streng richtigen, aber doch sehr zuläßigen, Eintheilung die Vestungsverhafte in zwei Klassen abtheilen. Die erste betrift die Verhafteten, welche so wie ich in verschlossenen Zimmern gehalten werden, die zweite enthält diejenigen, welchen Umgang mit ihren Leidensbrüdern, Promenade, freie Luft, Dinte, Feder, ja auch Besuche ihrer auswärtigen Freunde zu statten kommen. Jene nenne ich im nachfolgenden Auffsatze die große, diese die kleine moralische Badekur. Mein Augenmerk schränkt sich übrigens eigentlich auf gewöhnliche Staatsgefangene und solche, welche mit diesen auf eine gleiche Art behandelt werden, ein; mithin gehören die höheren Grade von Strenge, die überdem außer meiner Erfahrung liegen und nur als Ausnahmen zu betrachten sind, eben so wenig als die Unglücklichen, welche außerhalb eigener Zimmer sich auf Vestungen befinden, in meinen Gesichtspunkt; obgleich die leichte Anwendung meiner Grundsätze auf alle diese Gattungen von Leidenden in die Augen springt.

— Meine Allegorie paßt eben so gut auf die Engelsburg, den Tower, den Spielberg als auf Spandau, denn ich habe nie Lokalität berücksichtiget.

Wem meine Einkleidung in eine Badinage nicht gefällt, dem weiß ich leider, nichts als die armselige Entschuldigung zu ihrer Rechtfertigung zu sagen: daß es mir scheint, gerade in jeder andern Form würde der größere Theil meiner Leser diese Beilage überschlagen.

Verhaftsvestungen.

im

Gesichtspunkte moralischer Gesundheitsbäder.

Omnis Similitudo claudicat.

So wie man an den heilsamen Mineralquellen die physische Kur meistens nur allein durch den Gebrauch des Wassers zu Stande zu bringen bemüht ist, und sich nur selten auf andere Arzeneien einläßt: eben so schränkt man sich auf den, auf Vestungen befindlichen, moralischen Gesundheitsbädern allein auf ein gewisses diätetisches Verhalten, welches man das Regime nennen sollte, ein. Das Mittel ist auch hier physisch, obgleich der Zweck moralisch ist; denn man kann auf unsere Seele nur durch physische Mittel wirken; selbst dem Philoso-

phen, wenn er uns von etwas überzeugen will, stehen keine andern Wege zum Heiligthum unseres Geistes zu Gebote.

Das physische Heilmittel, oder eigentlicher — das Regime, wovon hier die Rede ist, besteht in einer größeren oder kleineren Abgeschiedenheit von der sensiblen Welt. Die nächste Wirkung desselben ist:

1) Veranlassung anf Seiten unserer Seele zur richtigern Selbstprüfung;

2) mechanische Entwöhnung mehrer unserer Lieblingsleidenschaften;

3) Erweckung solcher Empfindungen, welche im Stande sind, unserer Selbstprüfung mehr Wahrheit und unseren Lieblingsleidenschaften einen Antagonism (eine Gegenwirkung) zu verschaffen.

Hierdurch gewinnt die Seele von Seiten ihrer intellektuellen Kraft an Wahrheit, an richtigerer Erkenntniß des Guten und Bösen und von Seiten ihres moralischen Vermögens an Energie nach ihrer nun berichtigteren Einsicht zu handeln. Je größer dieser Gewinn ist, desto größer ist der Fortschritt auf dem Wege der

moralischen Genesung. Hier ist bekanntlich überhaupt nur von Fortschritt zu Fortschritt, nie aber von vollkommener Gesundheit die Rede. Da es zufolge den Bemerkungen eines Van Swieten und anderer Aerzte, so lange die Welt steht, noch keinen Fall einer ganz vollkommenen physischen Gesundheit gegeben hat, so dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn dieses maximum in moralischer Hinsicht nirgends statt findet.

Lasset uns nun den Einfluß der Abgeschiedenheit von der sensiblen Welt, in wir fern er die oben in drei Nummern rubricirten Wirkungen hervorbringt, näher betrachten, um sich von seiner Heilkraft gehörig überzeugen zu können! Ich mache, wie gehörig, den Anfang mit Aufzählung der hier eintretenden Veranlassungen zur richtigern Selbstprüfung.

Die mannichfaltigen Glaukome, welche uns so oft auf der gewöhnlichen Lebensbahn die Klippen, woran wir zu scheidern pflegen, unter einen rosenfarbenen Schleier zu verstecken pflegen, verlieren in keiner Lage unseres Hierseins so sehr ihren optischen Zauber als bei einer solchen unwillkürlichen Abgeschiedenheit von al-

lem dem, was über einige Spannen hin in Zeit und Raum mit und neben uns vorhanden ist. In der That, nirgends finden die magischen Blendwerke des Egoismus und der Lieblingsvorurtheile so wenig Eingang als bei der so ernsten Stimmung der Seele, die man hier als herrschend annehmen kann! Wie viel schon hierdurch zur Beförderung der richtigern Selbstprüfung gewonnen wird, brauche ich nicht erst zu erörtern.

Es scheint überdem, daß nicht nur die Finsterniß der Nacht sondern auch das Dunkel, welches hier selbst bei Tage oft mehr oder weniger statt findet, der Wirkung unserer Zauberlaternen in dieser Lage eben so hinderlich sei, wie sie dieselbe unter andern Umständen zu begünstigen pflegen.

Die Einladungen, welche sich hier darbieten, mit sich selbst zu Rathe zu gehen, wird man, wenn von der großen Kur die Rede ist, die den Verhafteten auf seine vier Wände beschränkt, nirgends in diesem Umfange antreffen. Die mannichfaltige Begünstigung zu Seelenpromenaden, welche hier eintritt, ist bei jeder moralischen Kurart einer von jenen

Gesichtspunkten, worauf das meiste ankommt. Wo gäb' es aber hierzu im Gewirr der Welthändel so viel Veranlassung als hier! Allein diese geistigen Spatziergänge leisten in unsrem Falle nicht nur der Selbsterkenntniß überhaupt Vorschub, sondern wir vermissen auf denselben auch so manches Hinderniß, welches bei jeder andern Gelegenheit ihrem heilsamen Einflusse sich entgegenstemmt. Wir laufen hier z. B. an der Hand der Göttin des Unglücks weniger als jemals Gefahr, sich in jenen dunklen Labyrinten zu verirren, die uns vorher so oft von dem Ziele unseres wahren Wohls urplötzlich auf unglaubliche Strecken zu entfernen pflegten. Die bei diesem Regime so unvermeidliche Langeweile, ferner die wiederholten Einladungen unserer, obgleich uns so lästigen, Hausgöttin tragen nicht wenig bei, nicht nur den größten Theil des Tages, sondern auch selbst oft einen Theil der Nacht diesen Seelenpromenaden zu weihen.

Der Mangel an freier Bewegung des Körpers im Getümmel der Welt mindert auf den geistigen Spatziergängen im hohen Grade die Veranlassungen zur Zerstreuung. Daher wird

die Seele hier durch nichts abgehalten, in den schattigten Gegenden der Vergangenheit die Quellen, welche ihre moralische Gesundheit vergiftet haben, aufzusuchen. In den physischen Bädern verordnet der Arzt körperliche Bewegung, Ruhe der Seele; in unserm Falle verlangt er hingegen Bewegung der Seele, Ruhe des Körpers.

Wenn nun das nosce te ipsum der erste Schritt zur Weisheit, zur Heilung jeder Seelenkrankheit ist; weil ohne Einsicht der pathologischen Ursache, welche uns hier allein die Selbsterkenntniß darbietet, das Uebel nur selten gehoben werden kann: so springt es in die Augen, welche ersprießliche, welche trefliche Wirkungen unser moralisches Seelenbad von dieser Seite her hervorbringen muß. Wer nicht ganz zu den Unheilbaren gehört, muß die Summe seiner richtigern Urtheile über seine Lebensmaximen hier im hohen Grade vermehren. Hat nun das Willensvermögen noch nicht alle Schnellkraft verloren, dann kann es auch bei einiger Fortsetzung nicht an starken und dauerhaften Entschließungen fehlen.

Die zweite Wirkung unseres diätetischen Regimes ist die mechanische Entwöhnung unserer Lieblingsleidenschaften. Die Gewohnheit tyrannisirt das ganze Menschengeschlecht. Nie würden selbst die Weisen des Erdballs so oft sich verläugnet haben, hätten sie diesem eisernen Scepter weniger gehuldiget. Eben so verdankt nicht minder ein großer Theil der bessern Menschen seine praktische Güte mehr der mechanischen Uebung als Grundsätzen, als der Einwirkung des kathegorischen Imperativs.

Ein Blick auf die mannichfaltigen Beschränkungen unserer Leidenschaften, welche in einer solchen moralischen Badekur statt finden, reicht schon zu, uns ihren Einfluß von dieser Seite begreiflich zu machen. Daher ich über das Allgemeinere in dieser Beziehung lieber hinweg schlüpfen will, um mich bei dieser Rubrik desto mehr über das Topische oder Specifike, wodurch in einzelne Gattungen der moralischen Uebel eben so schneidend als vortheilhaft von Seiten der Entwöhnung eingewirkt wird, verbreiten zu können. Ohne mich also auf den Mangel an Gelegenheiten, böse Gesellschaften u. d. gl. im Allgemeinen einzulassen, führe ich

meine Leser sogleich zum Stolzen, zum Wollüstling, zum Gourmand, zum Spieler und zu andern Schwächlingen mehr hin, damit sie in konkreten Fällen bemerken können, wie groß die Wirkungen der Abgeschiedenheit, besonders bei der sogenannten großen Kur, in Hinsicht auf mechanische Entwöhnung sind. Das, was ich in topischer oder spezifiker Hinsicht hier über einige, gleichsam zum Beispiel aufzustellende, Verirrungen des menschlichen Verstandes und Herzens anführen werde, wird hoffentlich zureichen, eine Anwendung auf alle mögliche andere Fälle zu machen.

Der Stolze muß sich hier an die entschiedenste Gleichheit gewöhnen. Der Seelenarzt fragt nicht: bist du Herr oder Kammerdiener? adlich oder bürgerlich? Die Riegel rasseln und einer ist wie der andere von dem großen Weltall, ungeachtet er sein integrirender Theil bleibt, geschieden. Nicht einmal sein Wärter hat es nöthig, den Konvenienzen das gebührende Opfer zu bringen. Der Gedanke, daß er nun in den öffentlichen Meinungen desto tiefer gesunken, je höher er vorher gestanden, tritt hinzu: und es bleibt ihm schon nichts übrig als nicht nur

selbst die Hinfälligkeit des Hirngespinnstes von Größe und Celebrität unter demüthigenden Betrachtungen anzuerkennen, sondern sich auch nach und nach zu der heilsamen Entwöhnung seiner vormaligen Chimären zu verstehen.

Der Wollüstling sieht sich hier vergebens nach Aspasien um; nicht nur keine Laura, ja nicht einmal eine Volksdirne horcht hier den Liedern, womit ein Petrarch seine Flammen besänge.

Der Gourmand selbst klagt hier meist über verdorbenen Magen; seine Verdauungspromenaden im leichten Kabriolett fallen hinweg; er sehnt sich weder nach Trüffeln noch nach Champagner.

Der Spieler — ei, wo wären hier Karten und Würfel, wo es sogar an Papier, Dinte und Federn gebricht! Und — soll er mit sich selbst spielen!

Der Geldgierige — hm, wie soll er dort etwas erwerben, wo nicht einmal der Verschwender seines Habe los werden kann!

Der Faullenzer selbst findet hier nicht einmal seine Rechnung; denn es giebt der Bedienung so wenig, daß er einen Theil des Tages mit den Geschäften zubringen muß, die sonst seinen dienstbaren Geistern anheim fielen.

Allen diesen, so wie allen übrigen moralischen Karrikaturen, bleibt in unserem Falle nichts übrig als der Leidenschaften, welche ihnen zur Natur geworden, sich mechanisch zu entwöhnen; und so die Falte, welche sich tief in ihre Moralität gelegt hatte, nach nnd nach wieder auszugleichen. Die mechanische Fertigkeit im Bösen muß sich bei einem so strengen Regime endlich verlieren und siehe da! dann hat die Tugend, wenn anders noch nicht Laub und Gras verdorben ist, gewonnenes Spiel. Grundsätze können jetzt, steht ihnen einmal diese Fertigkeit, jene Falte nicht mehr im Wege, sich ihre wohlgegründeten Rechte wieder vindiciren. Der entfesselte Wille kann nun seine praktische Freiheit wieder erhalten, obgleich die Summe der intellektuellen Berichtigungen auf dieser Seite keinen Zuwachs erhalten hat.

Hieraus sieht man zugleich, daß der Seelenarzt gar nicht, gleich dem Leibarzte, sein Regime, welches so ziemlich auf alle Fälle paßt, zu modificiren hat. Hier bedarf es keines Browns um durch Stehnie und Asthenie die Methode zu vereinfachen. Das Topische, das Spezifike ist allgemein und das Allgemeine ist topisch und specifik.

Als die dritte Wirkung, wodurch die moralischen Badekuren ihren Zweck erreichen, habe ich die Erweckung solcher Empfindungen, welche im Stande sind, unsrer Selbstprüfung mehr Wahrheit und unseren Lieblingsleidenschaften eine heilsame Gegenwirkung zu verschaffen, angegeben.

Die Unbehaglichkeit unserer Lage, die damit verknüpften Entbehrungen, die Unzufriedenheit mit unserer bisherigen Handlungsweise, der Kummer, die Vorwürfe des erwachenden Gewissens, das Andenken sowohl an unsere verlassenen Freunde als die Vorstellung der Schadenfreude der Pöbelseelen unter unsern Feinden; dies sind die Empfindungen, welche sich bei dieser Lage in die Stunden des Tages so theilen, daß sie die alten Leidenschaf-

ten, wenn sie auch noch so sehr uns vorher tyrannisirten, aus ihrem Besitzstande in unserem Herzen fast durchaus verdrängen. Sie ertheilen der Seele eine gewisse Stimmung, eine gewisse dunkle Farbe, welche ihr sogar jeden Geschmack an den sonst so gesuchten Genüßen des Epikurs raubt. Daher kommt es denn, daß auch der, welcher ziemlich leichtsinnig ist, hier aufhört, seinen Lieblingsfrivolitäten zu huldigen. Vergebens würde Lyäus hier seinen Traubensaft uns anbieten, der schäkernde Amor uns mit seinen Pfeilen bedrohen, die Pandora für uns ihre Bonbonniere eröffnen; die schattigte Laune unserer Seele erlaubt es uns nicht, davon Gebrauch zu machen. Auf diese Art eröfnen endlich die schwarzfärbigen Empfindungen, wodurch unsere alten unrühmlichen Bekanntschaften aus unserem Busen verscheucht werden, unser Herz einem bessern Zirkel von Hausfreunden. Wir hören auf, jene zu sehr zu schätzen, und fangen an, diese nach ihren Verdiensten zu würdigen. Zuletzt schämen wir uns des eisernen Scepters, dem wir in sklavischer Erniedrigung bisher so viel Usurpationen eingeräumt haben. Das Gefühl der Freiheit giebt uns Kraft, wir zerbrechen die

entehrenden Fesseln und auf den Ruinen des Thrones jener Usurpatoren baut sich nach und nach die Tugend einen Tempel.

Diesem zufolge ist es wohl sehr klar, daß die Erweckung einer ganz andern Art von Empfindungen sowohl durch Begünstigung der Berichtigung unserer Selbsterkenntniß als durch jenen Antagonism, welcher unsre alten Leidenschaften im Zaume hält, einen großen Antheil an den guten moralischen Folgen habe, welche man sich von dem Regime der Abgeschiedenheit in den moralischen Gesundheitsbädern zu versprechen berechtiget ist.

Kaum brauche ich es übrigens hier zu erinnern, daß nicht nur dieser Antheil sondern auch die Entwöhnung unserer Lieblingsleidenschaften, so wie nicht minder die Begünstigung unserer Selbsterkenntniß in einem weit höheren Grade in der so genannten großen Kur bei einer gänzlichen Abgeschiedenheit von der uns umgebenden Welt als in der kleineren, welche unsere Freiheit viel weniger beschränkt, befördert werde.

Dies sind die treflichen Wirkungen, wodurch in den moralischen Badeanstalten selbst desperate Seelenkranke oft noch glücklich gerettet werden. Das Regieme der Abgeschiedenheit verscheucht unsere Irrthümer, berichtiget die Urtheile unserer intellektuellen Kräfte; das Willensvermögen entfesselt sich seiner Sklavenketten und sowohl dadurch als durch die Platznehmung neuer Gefühle erlangen wir jene energische Lebenskraft in sittlicher Hinsicht wieder, welche allein eine dauerhafte moralische Genesung möglich macht.

Daher seh' dann auch ich nicht mit Widerwillen gegen die Kaprizen meines Schicksals auf den Zeitraum meines Lebens zurück, welcher mir eine vorzügliche Veranlassung an die Hand both, an meiner moralischen Besserung zu arbeiten. Da ich mich eben so wenig zu den Unheilbaren als zu jenen zähle, deren Fülle der moralischen Lebenskraft jede Kur überflüßig macht: so hoffe ich, die guten Wirkungen meines Seelenbades sollen auch auf meinen künftigen Gesundheitszustand in dieser Hinsicht ihren heilsamen Einfluß nicht verfehlen.

Möchte doch allen denjenigen, welche sich jemals in einem solchen Gesundheitsbade befinden, die schöne Aussicht auf Annäherung an sittliche Integrität bei trüben Stunden zum Troste und zur Beruhigung gereichen! Die Veredelung des bessern Theils unseres Ichs ist denn doch etwas so schätzbares, daß es um keine Aufopferung, um keine Beschwerde dem nach seinem eigenen Wohle sich sehnenden Menschen zu theuer erkauft zu sein scheinen kann.

Am Schlusse dieses Aufsatzes bemerke ich nur noch, daß eben aus meiner Darstellung der so heilsamen Kräfte solcher Gesundheitsbäder augenscheinlich hervorgeht, daß nur in den seltensten Fällen eine mehr oder gar vieljährige Kur erforderlich sein könne, die verlangte Genesung zu bewirken. Entweder ist alles das, was ich hier vorgetragen habe, durchaus Hirngespinnst, oder man müßte an der Menschheit verzweifeln, wenn man nicht annehmen will, daß es nur bei den allerwenigsten Seelenkranken zur Wiedererlangung ihrer Genesung einer vieljährigen Kur bedürfen könne. Ueberdem wäre es leicht zu beweisen, daß dieser Zweck

durch eine zu lange fortgesetzte Behandlung meist geradezu hintertrieben wird. So wie zu lange fortgesetzte Kurmethoden dem physischen Kranken meistens die Auszehrung zuziehen; eben so bringen sie auf Seiten des Seelenkranken einen gewissen Torpor hervor, der die sittliche Lebenskraft in der Art lähmt, daß selbst die bereits gethanen Fortschritte mehr als rückgängig gemacht werden.

Man kann daher schon von dem minder fortgesetzten Gebrauch des großen diätetischen Seelenregiemes mit Recht gleich einem gewissen jungen Brownianer behaupten: Quem haec dosis Opii non refocillat, refocillat nihil.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kausch, Johann Joseph,

Kausch's Schicksale Nebst mannichfaltigen Abschweifungen und einer Beilage

Leipzig 1797

Biogr. 3319
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10069340-8
VD18 1529594